



# Leseprobe

Deborah Harkness

## Die Seelen der Nacht

Roman - Das Buch zur Serie  
"A Discovery of Witches"

---

"Spannend – mit viel Gefühl." *neues für die Frau, Juli-Ausgabe*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 832

Erscheinungstermin: 21. Januar 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Eine Liebe, stärker als das Leben selbst ...**

Diana Bishop ist Historikerin mit Leib und Seele. Dass in ihr zudem das Blut eines uralten Hexengeschlechts fließt, versucht sie im Alltag möglichst zu ignorieren. Doch dann fällt Diana in einer Bibliothek in Oxford ein magisches Manuskript in die Hände, und plötzlich wird sie von Hexen, Dämonen und Vampiren verfolgt, die ihr das geheime Wissen entlocken wollen. Hilfe erfährt Diana ausgerechnet von Matthew Clairmont, Naturwissenschaftler, 1500 Jahre alter Vampir – und der Mann, der Diana bald schon mehr bedeuten wird als ihr Leben ...



### **Autor**

## **Deborah Harkness**

---

Deborah Harkness ist Professorin für europäische Geschichte an der University of Southern California in Los Angeles. Für ihre wissenschaftlichen Arbeiten erhielt sie bereits mehrfach Stipendien und Auszeichnungen. Ihre »All-Souls«-Reihe war ein großer internationaler Erfolg und wurde von den Fans auf der ganzen Welt gefeiert. Der erste Band »Die Seelen der Nacht« ist unter dem Titel »A Discovery of Witches« für Sky verfilmt worden, die deutsche Fassung wurde im Frühjahr 2019 ausgestrahlt. Der neue Roman der SPIEGEL-Bestsellerautorin, »The Blackbird Oracle«, ist der Auftakt einer neuen Romantasy-Trilogie.

DEBORAH HARKNESS

Die Seelen der Nacht

Deborah Harkness

# Die Seelen der Nacht

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel »A Discovery of Witches« bei Viking,  
published by the Penguin Group, New York.

Die in Kapitel 20 zitierten Passagen aus Charles Darwin,  
Vom *Ursprung der Arten*, stammen aus der 1860  
in der Schweizerbart'schen Verlagshandlung  
erschienenen Ausgabe.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter  
enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine  
Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,  
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der  
Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

15. Auflage  
Taschenbuchausgabe Februar 2011 by Blanvalet Verlag,  
einem Unternehmen der  
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Copyright © 2011 by Deborah Harkness  
All rights reserved including the right of reproduction  
in whole or in part in any form.  
This edition published by arrangement with Viking,  
a member of Penguin Group (USA) Inc.  
Copyright © 2012 für die deutschsprachige Ausgabe  
by Blanvalet Verlag, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München  
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de, München  
Umschlagmotiv: Corbis / Fine Art Photographic Library  
Redaktion: Susann Rehlein  
LH Herstellung: sam  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-37719-0

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Leslie und Jake und ihre strahlende Zukunft

Es beginnt mit Mangel und Verlangen.

Es beginnt mit Blut und Angst.

Es beginnt mit einem Hexenfund.

# 1

Das in Leder gebundene Manuskript schien nicht weiter bemerkenswert zu sein. Für einen gewöhnlichen Historiker hätte es sich nicht von unzähligen anderen, ebenso alten und zerlesenen Handschriften in der Bodleian Library in Oxford unterschieden. Aber als ich es in Händen hielt, war mir sofort klar, dass es damit irgendetwas auf sich hatte.

An diesem Nachmittag Ende September war so gut wie niemand im Duke-Humfrey-Lesesaal, und da der sommerliche Ansturm der Gelehrten auf Studienreise inzwischen abgeebbt war und der Tumult zu Anfang des Herbstsemesters noch nicht eingesetzt hatte, wurden die angeforderten Schriften prompt geliefert. »Dr. Bishop, die angeforderten Handschriften liegen jetzt vor«, flüsterte Sean mit leiser Ironie, als ich an die Ausleihtheke trat. Die alten Ledereinbände hatten auf dem Rautenmuster seines Pullovers rostfarbene Streifen hinterlassen, die er verlegen wegwischen versuchte. Dabei sprang eine sandfarbene Locke in seine Stirn.

»Danke.« Ich schenkte ihm ein ergebenes Lächeln. Schließlich misstrachtete ich ungeniert alle Ausleihbeschränkungen, und Sean, der während unserer gemeinsamen Studienzeit viele, viele Stunden mit mir unter der rosa Stuckdecke in dem Pub auf der anderen Straßenseite verbracht hatte, hatte meine Anforderungen seit über einer Woche klaglos erfüllt. »Und hör auf, mich Dr. Bishop zu nennen. Ich habe immer das Gefühl, du meinst jemand anderen.«

Grinsend schob er die Manuskripte aus dem Magazin der Bodleian – jedes einzelne enthielt einzigartige alchemistische Illustrationen und steckte in einem grauen Schutzkarton – über die abgewetzte Aus-



leihtheke. »Ach, da liegt noch eines.« Sean verschwand kurz in dem Gitterverschlag und kehrte mit einem dicken, in schlichtes fleckiges Kalbsleder gebundenen Manuskript im Quartformat zurück. Er legte es oben auf den Stapel und beugte sich vor, um es in Augenschein zu nehmen. Der dünne Goldrand seiner Brille funkelte im matten Schein der alten bronzenen Leselampe, die an einem Regal klemmte. »Das hier wurde schon länger nicht mehr verlangt. Ich mache mir einen Vermerk, dass es in einen Schutzkarton gesteckt wird, wenn du es zurückgegeben hast.«

»Soll ich dich daran erinnern?«

»Nein. Es ist schon fest vermerkt.« Sean tippte sich an die Stirn.

»Offenbar ist dein Gedächtnis besser organisiert als meines.« Mein Lächeln wurde breiter.

Sean sah mich schüchtern an und zupfte an dem Ausleihzettel, der aber fest zwischen dem Umschlag und den ersten Seiten klemmte. »Das hier will einfach nicht loslassen«, kommentierte er.

Plötzlich redeten gedämpfte Stimmen aufeinander ein und durchdrangen die vertraute Stille des Lesesaales.

»Hast du das gehört?« Verwirrt drehte ich mich nach den merkwürdigen Geräuschen um.

»Was denn?«, fragte Sean und sah von dem Manuskript auf.

Mir fiel auf, dass an den Manuskriptkanten die Überreste eines Goldschnittes glänzten. Aber diese verblassten Goldreste konnten unmöglich der Grund für das schwache Schillern sein, das zwischen den Seiten hervorzudringen schien. Ich blinzelte.

»Ach nichts.« Hastig legte ich die Hand auf das Manuskript; meine Haut begann zu prickeln, sobald ich das Leder berührte. Seans Finger hielten immer noch den Ausleihzettel, der sich jetzt widerstandslos aus der Bindung löste. Als ich den Bücherstapel hochwuchtete und mit dem Kinn festklemmte, stieg mir ein beklemmender Geruch in die Nase, der die vertrauten Bibliotheksgerüche nach gespitzten Bleistiften und Bohnerwachs überlagerte.

»Diana? Ist alles okay?«, fragte Sean besorgt.

»Es geht mir gut. Ich bin nur ein bisschen müde«, erwiderte ich und reckte die Nase höher über die Bücher.

Eilig marschierte ich durch den ältesten, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Teil der Bibliothek, vorbei an den Reihen von abgewetzten elisabethanischen Lesetischen mit den drei ansteigenden Bücherregalen, zwischen denen die gotischen Fenster die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Kassettendecke lenkten, an der strahlend bunt und vergoldet das Universitätswappen mit den drei Kronen und dem offenen Buch prangte und wo aus der Höhe wiederholt das Motto »Deus illuminatio mea – Gott ist mein Licht« verkündet wurde.

An diesem Freitagabend hielt sich außer mir nur eine weitere amerikanische Wissenschaftlerin in der Bibliothek auf. Gillian Chamberlain war Altphilologin, lehrte in Bryn Mawr und brachte ihre Zeit damit zu, über in Glas eingefassten Papyrusfetzen zu brüten. Ich versuchte, jeden Blickkontakt zu vermeiden, als ich an ihr vorbeihuschte, doch das Quietschen der alten Dielen verriet mich.

Meine Haut kribbelte, so wie immer, wenn mich eine andere Hexe ansah.

»Diana?«, rief sie aus dem Halbdunkel. Ich erstickte ein Seufzen und blieb stehen.

»Hi, Gillian.« Ich wusste selbst nicht, warum ich so eifersüchtig über meinen Handschriftenstapel wachte, aber ich blieb so weit wie möglich von der Hexe entfernt stehen und drehte den Oberkörper weg, damit sie meine Schätze nicht zu sehen bekam.

»Was machst du an Mabon?« Gillian kam bei jeder Gelegenheit an meinen Lesetisch und forderte mich auf, Zeit mit meinen »Schwestern« zu verbringen, solange ich in der Stadt war. Nachdem es nur noch ein paar Tage bis zur Wicca-Feier, der herbstlichen Tagundnachtgleiche, waren, verdoppelte sie zurzeit ihre Bemühungen, mich in den hiesigen Hexenkonvent zu locken.

»Arbeiten«, erwiderte ich.

»Es gibt hier ein paar ausgesprochen nette Hexen, weißt du?«, sagte Gillian tadelnd. »Du solltest am Montag wirklich vorbeikommen.«

»Danke. Ich werde es mir überlegen«, sagte ich und war schon wieder auf dem Weg zum Selden End, einem luftigen Anbau aus dem siebzehnten Jahrhundert, der quer zur Hauptachse des Duke-Humfrey-

Lesesaales verlief. »Allerdings muss ich noch einen Vortrag für eine Konferenz fertigstellen, also zähl lieber nicht auf mich.« Meine Tante Sarah hatte mich oft gewarnt, dass Hexen einander nicht belügen können, aber das hatte mich nicht davon abgehalten, es immer wieder zu versuchen.

Gillian gab ein mitfühlendes Brummen von sich, aber ich spürte ihren Blick im Rücken.

An meinem angestammten Arbeitsplatz, gegenüber den Bleiglasfenstern, konnte ich nur mit Mühe der Versuchung widerstehen, die Handschriften auf den Tisch fallen zu lassen und mir sofort die Hände abzuwischen. Stattdessen setzte ich den Stapel so behutsam ab, wie es seinem Alter gebührte.

Das Manuskript, das den Ausleihzettel so widerwillig herausgerückt hatte, lag obenauf. Auf dem Buchrücken war das goldene Wappen Elias Ashmoles eingepägt, eines Schriftensammlers und Alchemisten aus dem siebzehnten Jahrhundert, dessen Bücher und Papiere, darunter auch die Nummer 782, im neunzehnten Jahrhundert vom Ashmolean Museum in die Bodleian Library überführt worden waren. Argwöhnisch berührte ich das braune Leder.

Ein leichter Schlag ließ mich zurückzucken, allerdings nicht schnell genug. Das Kribbeln kroch an meinen Armen aufwärts und richtete dabei sämtliche Härchen auf, dann breitete es sich über meine Schultern aus und verhärtete meine Hals- und Rückenmuskeln. Das Kribbeln legte sich bald wieder, aber zurück blieb ein Gefühl wie dumpfe unerwiderte Begierde. Erschrocken über meine Reaktion trat ich einen Schritt zurück.

Selbst aus dieser Entfernung provozierte mich das Manuskript – als stellte es einen Angriff auf den Schutzwall dar, den ich zwischen meine wissenschaftlichen Leistungen als Historikerin und mein Geburtsrecht als letzte Hexe aus dem Geschlecht der Bishops errichtet hatte. Nachdem ich mir mühsam einen Dokortitel und eine Festanstellung mit samt Lehrauftrag erarbeitet hatte und meine Karriere jetzt allmählich in Schwung kam, hatte ich dem Erbe meiner Familie abgeschworen und mir ein Leben geschaffen, in dem allein Vernunft und wissen-

schaftliche Fakten zählten, nicht mysteriöse Ahnungen oder Zauberei. Ich war in Oxford, um ein Forschungsprojekt zu Ende zu bringen. Sobald ich es abgeschlossen hatte, würden meine Befunde veröffentlicht und anschließend meinen menschlichen Kollegen präsentiert werden, wobei keinerlei Raum für Mysterien oder andere Dinge bleiben würde, die man nur mit dem sechsten Sinn einer Hexe erfassen kann.

Nun jedoch hatte ich – wenn auch ungewollt – eine alchemistische Handschrift aus dem Archiv angefordert, die ich für meine Recherchen brauchte und die gleichzeitig eine übernatürliche Macht zu besitzen schien, die ich nicht ignorieren konnte. Es juckte mich in den Fingern, das Manuskript aufzuschlagen und mehr zu erfahren. Doch ein noch stärkerer Impuls hielt mich zurück: War meine Neugier allein intellektuell und durch wissenschaftlichen Forscherdrang begründet?

Ich atmete tief die Bibliotheksluft ein, schloss die Augen und hoffte, dass ich dadurch klarer sehen würde. Die Bodleian Library war mir immer ein Zufluchtsort gewesen, ein Platz, der nicht das Geringste mit den Bishops zu tun hatte. Die zitternden Hände unter die Achseln geklemmt, starrte ich im trüber werdenden Abendlicht auf *Ashmole 782* und überlegte, was ich jetzt tun sollte.

Meine Mutter hätte instinktiv gewusst, was zu tun war. Die meisten Bishops waren talentierte Hexen und Hexer, aber meine Mutter Rebecca war etwas ganz Besonderes gewesen. Das sagten alle. Ihre übernatürlichen Fähigkeiten hatten sich früh gezeigt, und schon in der Grundschule hatte sie mit ihrem intuitiven Verständnis für alle Hexensprüche, ihren verblüffenden Vorahnungen und ihrer unheimlichen Begabung, Menschen und Ereignisse zu durchschauen, die meisten älteren Hexen im örtlichen Hexenkonvent ausgestochen. Meine Tante Sarah, die jüngere Schwester meiner Mutter, war ebenfalls eine begabte Hexe, aber ihre Talente waren nichts Ungewöhnliches: Geschick beim Mischen der verschiedenen Zaubermittel und die perfekte Beherrschung der überlieferten Sprüche und Beschwörungen.

Natürlich wussten meine Historikerkollegen nichts von meiner Familie, aber in Madison, der abgelegenen Kleinstadt im Staat New York, wo ich seit meinem siebten Geburtstag bei meiner Tante Sarah gelebt

hatte, kannte wirklich jeder die Bishops. Nach dem Revolutionskrieg waren meine Vorfahren von Massachusetts dorthin gezogen. Damals waren schon über hundert Jahre vergangen, seit man Bridget Bishop in Salem hingerichtet hatte. Trotzdem war meinen Vorfahren das Gemunkel und Getuschel in die neue Heimat nachgefolgt, woraufhin sie sich nach Kräften bemüht hatten, allen zu demonstrieren, wie praktisch es sein konnte, in der Nachbarschaft Hexen zu haben, die Kranke heilen und das Wetter vorhersagen konnten. Im Lauf der Zeit hatten die Bishops so tiefe Wurzeln in der Gemeinschaft geschlagen, dass sie all die unausweichlichen Ausbrüche von Hysterie und menschlichem Aberglauben überstanden hatten.

Doch meine Mutter war von einer unstillbaren Neugier auf die Welt getrieben, die sie aus dem sicheren Madison herausgeführt hatte. Erst ging sie nach Harvard, wo sie einen jungen Hexer namens Stephen Proctor kennenlernte, der sich genau wie sie danach sehnte, dem Dunstkreis seiner Familie zu entkommen, die auf eine lange Geschichte in Neuengland zurückblicken konnte. Rebecca Bishop und Stephen Proctor waren ein charmantes Paar, auch weil die typisch amerikanische Offenheit meiner Mutter die eher altmodische Förmlichkeit meines Vaters kontrastierte. Beide studierten Anthropologie, tauchten in fremde Kulturen und Religionen ein und waren nicht nur durch ihre innige Liebe verbunden, sondern auch durch ihre intellektuelle Leidenschaft. Nachdem beide an einer Universität in der Gegend eine Anstellung gefunden hatten – meine Mutter an ihrer Alma Mater, mein Vater in Wellesley –, unternahmen sie gemeinsam Forschungsreisen ins Ausland und schufen in Cambridge ein Heim für ihre neue Familie.

Ich habe nur wenige Erinnerungen an meine Kindheit, aber jede einzelne davon ist mir lebendig und überraschend deutlich im Gedächtnis. Alle drehen sich um meine Eltern: Wie sich der Cord am Ellbogen meines Vaters anfühlte, wie das Maiglöckchenparfüm meiner Mutter duftete, wie ihre Weingläser klirrten, wenn die beiden anstießen, nachdem sie mich zu Bett gebracht hatten, um danach bei Kerzenlicht zu Abend zu essen. Meine Mutter erzählte mir Gutenachtgeschichten, und die braune Aktentasche meines Vaters klapperte,

wenn er sie an der Haustür fallen ließ. Mit diesen Erinnerungen könnten sich die meisten Menschen identifizieren.

Mit anderen Erinnerungen an meine Eltern eher nicht. Zum Beispiel kann ich mich nicht entsinnen, dass meine Mutter je Wäsche gewaschen hätte, trotzdem waren meine Anzihsachen immer sauber und ordentlich zusammengelegt. Der vergessene Erlaubnissettel für den Zoobesuch lag auf wundersame Weise unter meinem Schultisch, wenn die Lehrerin ihn einsammeln kam. Und ganz gleich, wie es im Arbeitszimmer meines Vaters aussah, wenn ich hineinging, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben (und es sah fast immer aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen), am nächsten Morgen war alles makellos aufgeräumt. Im Kindergarten hatte ich einmal die Mutter meiner Freundin Amanda gefragt, warum sie sich die Mühe machte, die Teller mit Spülmittel und heißem Wasser zu waschen, wenn man sie doch nur in der Spüle aufzustapeln, mit den Fingern zu schnippen und ein paar Worte zu murmeln brauchte. Mrs Schmidt lachte über meine merkwürdigen Vorstellungen von Hausarbeit, aber sie hatte mich dabei leicht verwirrt gemustert.

An jenem Abend erklärten mir meine Eltern, dass wir darauf achten müssten, wie wir über Magie redeten und mit wem. Die Menschen waren uns zahlenmäßig weit überlegen und ängstigten sich vor unserer Macht, erklärte mir meine Mutter, und Angst war die stärkste Kraft auf Erden. Ich hatte ihr damals nicht gestanden, dass auch mir die Magie Angst machte – vor allem die meiner Mutter.

Tagsüber sah meine Mutter aus wie fast alle jungen Mütter in Cambridge: leicht unfrisiert, leicht unorganisiert und ständig gehetzt, um der Doppelbelastung von Heim und Büro gerecht zu werden. Ihre blonden Haare wirkten modisch zerzaust, auch wenn die Sachen, die sie trug, allesamt aus dem Jahr 1977 zu stammen schienen – lange, glöckige Röcke, übergroße Hosen und Hemden, dazu Männerwesten und Blazer, die sie wie eine zweite Annie Hall in Secondhandläden überall in Boston sammelte. Nichts, was einen hätte stutzig werden lassen, wenn man ihr auf der Straße begegnet wäre oder hinter ihr im Supermarkt angestanden hätte.

Doch zu Hause, wenn die Türen verschlossen und die Vorhänge zugezogen waren, verwandelte sich meine Mutter. Dann wirkten ihre Bewegungen nicht mehr hastig und hektisch, sondern selbstbewusst und sicher. Manchmal schien sie geradezu zu schweben. Wenn sie singend durchs Haus spazierte und dabei Stofftiere und Bücher aufsammelte, verwandelte sich ihr Gesicht allmählich, bis es schließlich wunderschön wurde und wie nicht von dieser Welt aussah. Wenn die Magie aus meiner Mutter leuchtete, konnte man den Blick nicht von ihr losreißen.

»Mommy hat mal eine Feuerwerksrakete verschluckt«, meinte mein Vater mit seinem breiten, gutmütigen Lächeln dazu. Aber Feuerwerksraketen waren, wie ich erfahren sollte, nicht nur strahlend bunt und schön. Sie waren auch unberechenbar und konnten dich erschrecken und in Angst versetzen.

Eines Abends hielt mein Vater eine Vorlesung, als meine Mutter beschloss, das Silber zu putzen, und dabei in den Bann einer Wasserschüssel gezogen wurde, die sie auf den Tisch im Esszimmer gestellt hatte. Sie starrte auf die spiegelglatte Oberfläche, bis sich das Wasser mit einem leichten Nebel überzog, der sich wiederum zu winzigen Geisterschemen formte. Ich hielt begeistert den Atem an, während die Gestalten immer größer wurden. Bald kletterten die fantastischen Figuren an den Vorhängen hoch und baumelten von der Decke. Ängstlich rief ich nach meiner Mutter, aber die war vollkommen in den Anblick des Wassers versunken. Ihre Konzentration blieb ungebrochen, bis ein Wesen, halb Mensch, halb Tier, auf mich zugekrochen kam und mich in den Arm kniff. Das schreckte sie aus ihrer Trance, und sie explodierte in einen Schauer von zornig rotem Licht, der die Schattenwesen zurücktrieb und das Haus mit dem Gestank von verbrannten Federn erfüllte. Mein Vater, über den Geruch sichtbar erschrocken, fand uns zusammengekuschelt im Ehebett. Als meine Mutter ihn sah, brach sie in Tränen der Reue aus. Danach fühlte ich mich in unserem Esszimmer nie wieder wirklich wohl.

Was mir an Geborgenheit geblieben war, verpuffte schließlich kurz nach meinem siebenten Geburtstag, als meine Mutter und mein Vater nach Afrika reisten und nicht mehr zurückkehrten.

Ich rief mich zur Ordnung und konzentrierte mich wieder auf das Dilemma, vor dem ich stand. Das Manuskript lag in dem hellen Lichtkreis unter der Leselampe. Seine Magie zerrte an einem dunklen Knoten in meinem Inneren. Wieder landeten meine Finger auf dem glatten Leder. Diesmal kam mir das Kribbeln vertraut vor. Ich entsann mich vage, dass ich schon einmal etwas Ähnliches empfunden hatte, als ich im Arbeitszimmer meines Vaters in ein paar Papieren geblättert hatte.

Energisch wandte ich mich von der ledergebundenen Handschrift ab und beschäftigte mich mit etwas ganz Rationalem: der Suche nach der Liste von alchemistischen Texten, die ich erstellt hatte, bevor ich aus New Haven abgereist war. Sie lag irgendwo auf dem Lesetisch, tief vergraben unter all den unsortierten Papieren, Ausleihzetteln, Quitungen, Stiften, Bleistiften und Bibliotheksplänen, und war akribisch geordnet nach den verschiedenen Sammlungen und dann nach der Bibliotheksnummer, die jedem Text zugeordnet worden war, sobald man ihn in die Bodleian Library aufgenommen hatte. Seit ich vor ein paar Wochen eingetroffen war, hatte ich methodisch meine Liste abgearbeitet. Die kopierte Katalogbeschreibung für *Ashmole 782* lautete: *Anthropologia oder ein Traktatum über den Menschen in zwei Teilen: zum Ersten anatomischer Natur, zum Zweiten psychologischer Natur*. Wie bei den meisten Schriften, die ich hier durcharbeitete, konnte man vom Titel kaum auf den Inhalt schließen.

Meine Finger würden mir möglicherweise mehr über das Buch verraten können, ohne dass ich es aufzuschlagen brauchte. Tante Sarah hatte die Post immer erst mit den Fingern geprüft, bevor sie einen Umschlag geöffnet hatte, nur für den Fall, dass er eine Rechnung enthielt, die sie nicht bezahlen wollte. Auf diese Weise konnte sie sich guten Gewissens ahnungslos stellen, wenn sich herausstellte, dass sie der Stromgesellschaft Geld schuldete.

Die vergoldeten Ziffern auf dem Buchrücken zwinkerten mir zu. Ich setzte mich und erwog die verschiedenen Alternativen.

Die Magie ignorieren, das Buch aufschlagen und es wie ein menschlicher Gelehrter zu lesen versuchen?

Das verhexte Manuskript ignorieren und ungeöffnet zurückgeben?



Sarah hätte sich halbtot gelacht, hätte sie von meiner Zwangslage gewusst. Sie hatte immer behauptet, dass ich ohnehin keine Chance hätte, meine magischen Fähigkeiten zu ignorieren. Trotzdem hatte ich genau das seit der Beisetzung meiner Eltern versucht. Damals hatten mich die Hexen unter den Trauergästen genauestens in Augenschein genommen, ob irgendwas darauf hindeutete, dass das Blut der Bishops und Proctors in meinen Adern floss, um mir schließlich aufmunternd auf den Rücken zu klopfen und zu prophezeien, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis ich den Platz meiner Mutter im örtlichen Konvent einnehmen würde. Einige hatten flüsternd Zweifel geäußert, ob es wirklich klug von meinen Eltern gewesen war zu heiraten.

»Zu große Macht«, murmelten sie, als sie glaubten, dass ich sie nicht hörte. »Damit mussten sie ja Aufmerksamkeit erregen – auch *ohne* dass sie alte religiöse Zeremonien studierten.«

Damit hatte für mich festgestanden, dass die übernatürlichen Kräfte meiner Eltern zu ihrem Tod geführt hatten und ich darum einen anderen Lebensweg einschlagen würde. Ich kehrte allem, was mit Magie zu tun hatte, den Rücken zu, beschäftigte mich mit Dingen, die typisch für eine menschliche Pubertät sind – Pferde und Jungs und Liebesromane –, und versuchte zwischen den gewöhnlichen Bewohnern unseres Ortes unterzutauchen. Während der Pubertät neigte ich zu Depressionen und Angstzuständen. Das sei ganz normal, versicherte der nette menschliche Arzt meiner Tante Sarah, dem sie natürlich weder von den Stimmen erzählt hatte, die ich hörte, noch von meiner Angelegenheit, zum Telefon zu gehen, bevor es läutete, und auch nicht, dass sie bei Vollmond alle Türen und Fenster mit einem magischen Bann verschließen musste, damit ich nicht durch den Wald schlafwandelte. Auch dass sich, wenn ich wütend wurde, die Stühle in unserem Haus selbständig zu einer halsbrecherischen Pyramide auftürmten, die laut krachend umstürzte, sobald sich meine Laune besserte, hatte sie ihm nicht gesagt.

Als ich dreizehn wurde, beschloss meine Tante, dass es Zeit für mich war, meine Energie wenigstens notdürftig zu kanalisieren und die Grundlagen der Hexerei zu erlernen. Unter ein paar geflüster-

ten Worten eine Kerze zu entzünden oder mit einem jahrhundertealten Mittel Pickel verschwinden zu lassen – das waren gewöhnlich die ersten Schritte einer jungen Hexe. Aber ich war unfähig, auch nur die einfachsten Sprüche anzuwenden, jeder einzelne Trank, den meine Tante mich anrühren ließ, brannte an, und ich weigerte mich störrisch, mich irgendwelchen Tests zu unterziehen, mittels derer sie feststellen wollte, ob ich das Zweite Gesicht meiner Mutter geerbt hatte.

Die Stimmen, die Brände und alle anderen Ausbrüche wurden seltener, als meine Hormone allmählich zur Ruhe kamen, trotzdem weigerte ich mich weiterhin, das Familiengeschäft zu erlernen. Es machte meine Tante nervös, eine untrainierte Hexe im Haus zu haben, und so war Sarah insgeheim erleichtert, als sie mich schließlich auf ein College in Maine schicken konnte.

Dass ich nicht in Madison blieb, hatte ich vor allem meinem Intellekt zu verdanken. Ich war schon immer frühreif gewesen und hatte schneller als andere Kinder reden und lesen gelernt. Dazu gesellte sich ein fantastisches, fast fotografisches Gedächtnis – wodurch es mir ein Leichtes war, den Inhalt unserer Lehrbücher abzurufen und bei allen Tests die gewünschten Informationen auszusprechen –, und so stand bald fest, dass die Schule für mich ein Ort war, an dem das magische Erbe meiner Familie keine Rolle spielte. Die letzten Jahre auf der Highschool übersprang ich und ging stattdessen schon mit sechzehn ans College.

Dort versuchte ich mir zuerst eine Nische in der Theaterklasse zu erobern, weil die Schauspielerei und die farbenprächtigen Kostüme meine Fantasie beflügelten – und ich fasziniert davon war, wie vollkommen die Worte eines Dramatikers eine andere Zeit und einen anderen Ort heraufbeschwören konnten. Nach meinen ersten Auftritten priesen mich meine Lehrer als Musterbeispiel dafür, wie sich eine ganz gewöhnliche Collegestudentin durch die Schauspielerei in jemand anderen verwandeln konnte. Dass diese Metamorphosen vielleicht nicht allein auf mein schauspielerisches Talent zurückzuführen waren, begann ich erst zu argwöhnen, als ich im *Hamlet* die Ophelia spielte.

Sobald mir die Rolle zugesprochen worden war, begannen meine Haare so wild zu wachsen, dass sie mir schließlich bis zur Taille reichten. Stundenlang saß ich am Ufer des Teiches beim College, hypnotisch angezogen von der glänzenden Oberfläche, in der sich mein herabströmendes neues Haar spiegelte. Der Junge, der den Hamlet spielte, verfiel gemeinsam mit mir in dieser Illusion, und es folgte eine leidenschaftliche, aber auch gefährlich explosive Affäre. Ganz allmählich verlor ich mich in Ophelias Wahnsinn und zog dabei das ganze Ensemble mit.

Infolgedessen gaben wir zwar mitreißende Aufführungen, doch jede neue Rolle brachte neue Gefahren mit sich. Die Situation wurde unhaltbar, als ich in meinem zweiten Jahr am College die Annabella in John Fords *Schade, dass sie eine Hure war* spielen sollte. Genau wie die Theaterfigur legte ich mir eine Eskorte aus ergebenen Verehrern zu – nicht ausschließlich menschlicher Natur –, die mir über den ganzen Campus folgten. Als sie sich weigerten, mich in Frieden zu lassen, als nach der letzten Vorstellung der Vorhang gefallen war, begriff ich, dass ich etwas ändern musste. Zwar verstand ich nicht so recht, wie sich die Magie in meine Schauspielerei eingeschlichen hatte, und wollte es auch gar nicht verstehen. Aber ich schnitt mir die Haare. Ich hörte auf, Blumenröcke und mehrlagige Tops zu tragen, und zog stattdessen die Rollkragenpullover, Khakihosen und Halbschuhe der ernsthaften, ehrgeizigen Jurastudenten an. Meine überschüssige Energie baute ich mit Sport ab.

Nachdem ich das Theaterspielen aufgegeben hatte, probierte ich mich in anderen Hauptfächern aus, immer auf der Suche nach einer Materie, die so rational war, dass sie der Magie keinen Fußbreit überlassen würde. Für die Mathematik fehlten mir die nötige Geduld und die Genauigkeit, und meine Bemühungen in Biologie endeten in einer Folge von fehlgeschlagenen Versuchen und abgebrochenen Laborexperimenten.

Am Ende des zweiten Jahres stellte mich der Studienberater vor die Wahl, mich endgültig für einen Studiengang zu entscheiden oder ein fünftes Jahr auf dem College zu verbringen. Ein Sommerstudienpro-

gramm in England gab mir schließlich Gelegenheit, allem zu entfliehen, was mit irgendwelchen Bishops zu tun hatte. Ich verliebte mich in die Stadt Oxford, in den ruhigen Glanz der morgendlichen Straßen. In meinen Geschichtskursen wurden die Großtaten von Königen und Königinnen abgehandelt, und wenn ich in meinem Kopf Stimmen flüstern hörte, dann stammten sie ausschließlich aus Büchern des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts. Und dieses Flüstern war für solche Meisterwerke der Literatur keineswegs ungewöhnlich. Am allerbesten aber war, dass mich niemand in dieser Universitätsstadt kannte und dass alle Hexen, die den Sommer hier verbringen mochten, sich von mir fernhielten. Ich kehrte heim, wählte Geschichte als Hauptstudienfach, belegte in Rekordzeit alle erforderlichen Kurse und schloss noch vor meinem zwanzigsten Geburtstag *cum laude* ab.

Als ich beschloss, dem Studium eine Promotion folgen zu lassen, war Oxford die erste Wahl unter den verschiedenen Angeboten. Ich hatte mich mittlerweile auf Wissenschaftsgeschichte spezialisiert, und meine Forschungen konzentrierten sich auf jene Epoche, in der die Naturwissenschaften die Magie verdrängt hatten – jenes Zeitalter, in dem die Astrologie und die Hexenjagden Newton und seinen Naturgesetzen hatten weichen müssen. Die Suche nach einer rationalen Ordnung in der Natur, die das Übernatürliche ersetzen sollte, spiegelten meine eigenen Bemühungen wider, mich von allem Okkulten abzuwenden. Immer höher wuchs die Mauer, die ich zwischen dem, was sich in meinem Verstand abspielte, und dem, was ich in meinem Blut trug, errichtet hatte.

Meine Tante Sarah hatte nur geschraubt, als ich ihr von meinem Entschluss erzählt hatte, mich auf die Chemie des siebzehnten Jahrhunderts zu spezialisieren. Ihr leuchtend rotes Haar verriet schon von weitem ihr leicht entflammbares Temperament und ihre scharfe Zunge. Sie war mit Leib und Seele Hexe, nahm grundsätzlich kein Blatt vor den Mund und dominierte jeden Raum, sobald sie ihn betreten hatte. Als Stützpfeiler der Ortsgemeinschaft von Madison wurde Sarah oft hinzugezogen, wenn es lokale Krisen, groß oder klein, zu bewältigen galt. Seit ich nicht mehr Tag für Tag ihren messerscharfen

Bemerkungen über die menschliche Wankelmütigkeit und Inkonsistenz ausgesetzt war, verstanden wir uns viel besser.

Obwohl wir mehrere hundert Meilen voneinander getrennt waren, standen wir in engem Kontakt. Sarah machte kein Hehl daraus, dass sie auch meine jüngsten Versuche, mich der Magie zu entziehen, lachhaft fand: »Wir haben das früher Alchemie genannt«, sagte sie. »Und das ist im Grunde auch nur eine Form von Magie.«

»Ist es nicht«, protestierte ich hitzig. Mit meiner Arbeit wollte ich im Gegenteil beweisen, wie wissenschaftlich fundiert die damaligen Anstrengungen im Grunde gewesen waren. »Mir geht es um die zunehmende Bedeutung des wissenschaftlichen Experiments, anstelle der Suche nach einem magischen Elixier, mit dem man Blei in Gold verwandeln und Menschen unsterblich machen kann.«

»Wenn du meinst«, sagte Sarah zweifelnd. »Trotzdem ist das für jemanden, der als Mensch durchgehen möchte, ein eher befremdliches Fachgebiet.«

Nachdem man mir meinen Dokortitel verliehen hatte, kämpfte ich mit eisernem Willen um einen Job an der historischen Fakultät in Yale, dem einzigen Fleck auf Erden, der noch englischer ist als England. Meine Kollegen warnten mich, dass ich kaum Chancen auf eine Festanstellung hätte. Aber ich spuckte zwei Bücher aus, bekam eine Handvoll Preise verliehen und sackte mehrere Forschungsstipendien ein. Danach bekam ich meine Festanstellung und hatte alle Zweifler widerlegt.

Vor allem aber gehörte mein Leben endlich mir allein. Niemand in meiner Abteilung, nicht einmal jene Historiker, die sich mit der amerikanischen Frühzeit beschäftigten, brachten meinen Nachnamen mit jener Frau in Verbindung, die 1692 in Salem als Hexe verbrannt worden war. Um meine schwer erarbeitete Autonomie nicht zu gefährden, verbannte ich weiterhin alles aus meinem Leben, was nur entfernt nach Magie oder Zauberei roch. Natürlich wurde ich hin und wieder rückfällig, so wie damals, als ich auf einen von Sarahs Zaubersprüchen zurückgreifen musste, weil meine Waschmaschine mein kleines Apartment am Wooster Square zu überschwemmen drohte. Niemand ist vollkommen.

Ich vermerkte im Geist den Fehltritt, den ich mir eben geleistet hatte, holte tief Luft, ergriff das Manuskript mit beiden Händen und legte es in eine der keilförmigen Buchstützen, die die Bibliothek zur Verfügung stellt, um ihre seltenen Bücher bei der Lektüre zu schützen. Ich hatte mich entschieden: Ich würde mich wie eine ernsthafte Wissenschaftlerin verhalten und *Ashmole 782* wie jede gewöhnliche Handschrift behandeln. Ich würde meine brennenden Fingerspitzen und den eigentümlichen Geruch des Buches ignorieren und ganz sachlich den Inhalt zusammenfassen. Danach würde ich – mit professioneller Distanz – entscheiden, ob sich ein längeres Studium lohnen könnte. Nichtsdestotrotz zitterten meine Finger, als ich die kleinen Messingklammern löste.

Das Manuskript stieß einen leisen Seufzer aus.

Ich vergewisserte mich mit einem kurzen Blick über die Schulter, dass ich allein im Raum war. Das einzige Geräusch war das laute Ticken der Uhr im Lesesaal.

Ich beschloss, auf den Vermerk »Buch seufzt« zu verzichten, beugte mich über meinen Laptop und öffnete eine neue Datei. Diese vertraute Übung – die ich schon Hunderte, wenn nicht Tausende Male absolviert hatte – wirkte ebenso beruhigend wie die immer gleiche Prüfliste. Ich tippte Namen und Nummer des Manuskriptes ein und kopierte den Titel aus der Katalogbeschreibung. Dann untersuchte ich Größe und Bindung und beschrieb beides minutiös.

Danach blieb nur noch eines zu tun: das Manuskript zu öffnen.

Obwohl ich die Klammern gelöst hatte, ließ sich der Einband kaum anheben, so als wäre er mit den Seiten darunter verklebt. Ich fluchte leise und legte kurz meine Hand flach auf das Leder, in der Hoffnung, dass *Ashmole 782* nur fremdelte. Die Hand auf einen Bucheinband zu legen, zählte wohl kaum als Magie. Meine Handfläche kribbelte genauso, wie meine Haut immer kribbelte, wenn mich eine Hexe ansah, und im nächsten Moment wich die Spannung aus dem Manuskript. Danach ließ es sich problemlos aufschlagen.

Das erste Blatt war ein raues Vorsatzpapier. Auf dem zweiten Blatt, einem Pergament, standen in Ashmoles Handschrift die Worte »An-

thropologia, oder ein Traktatum über den Menschen«. Die eleganten, runden Schwünge waren mir fast so vertraut wie meine eigene fließende Handschrift. Der zweite Teil des Titels – »in zwei Teilen: zum Ersten anatomischer Natur, zum Zweiten psychologischer Natur« – war später von anderer Hand mit Bleistift hinzugefügt worden. Auch diese Handschrift kam mir vertraut vor, wenngleich ich sie nicht einordnen konnte. Ich hätte vielleicht mehr erfahren können, wenn ich die Finger auf die Buchstaben gelegt hätte, aber das verstieß gegen die Bibliotheksvorschriften, außerdem hätte ich die Informationen, die meine Finger mir möglicherweise geliefert hätten, unmöglich dokumentieren können. Stattdessen vermerkte ich in meiner Datei die Verwendung von Tinte und Bleistift, die zwei verschiedenen Handschriften und die möglichen Datierungen der Inschriften.

Als ich die erste Seite umblätterte, erkannte ich, dass der befremdliche Geruch des Manuskriptes hauptsächlich dem abnorm schweren Pergament entstieg. Außerdem roch es eindeutig nicht nur alt. Es roch nach weit mehr – einer Kombination von Staub und Moschus. Und mir fiel sofort auf, dass drei Blätter sauberlich aus der Bindung herausgetrennt worden waren.

Endlich hatte ich etwas gefunden, das sich leicht beschreiben ließ. Meine Finger flogen über die Tastatur: »Mindestens drei Pergamentseiten entfernt, mittels Kantenlineal oder Rasiermesser.« Ich spähte in das Tal der Manuskriptbindung, konnte aber nicht feststellen, ob noch mehr Seiten fehlten. Je dichter meine Nase über dem Pergament schwebte, desto mehr lenkten mich die Kraft dieses Manuskriptes und sein eigenwilliger Geruch ab.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die Illustration gegenüber der Lücke, wo die Seiten entfernt worden waren. Sie zeigte ein winziges Baby, ein Mädchen, das in einem Glasgefäß schwebte. Das Baby hielt in der einen Hand eine silberne, in der anderen Hand eine goldene Rose. An seinen Füßen saßen winzige Schwingen, und von oben regneten rote Tropfen auf das lange, schwarze Haar des Babys herab. Unterhalb der Illustration war in dicker, schwarzer Tinte zu lesen, dass es sich hierbei um eine Darstellung des philosophischen Kindes han-

delte – um die allegorische Abbildung eines entscheidenden Schrittes bei der Herstellung des Steines der Weisen, jener Substanz, die ihrem Besitzer Gesundheit, Wohlstand und Weisheit versprach.

Die Farben leuchteten und waren verblüffend gut erhalten. Früher hatten die Künstler gemahlene Steine und Halbedelsteine in ihre Farbmischungen gerührt, um derart kraftvolle Farben zu erhalten. Gezeichnet hatte das Bild jemand mit wahrer künstlerischer Begabung. Ich musste mich auf die Hände setzen, so juckte es mich, durch ein, zwei flüchtige Berührungen Genaueres zu erfahren.

Andererseits hatte der Illustrator trotz seiner sichtbaren Begabung alle Details falsch wiedergegeben. Das Glasgefäß hätte nach oben offen sein müssen, nicht nach unten. Das Baby sollte eigentlich halb schwarz, halb weiß sein, um anzuzeigen, dass es ein Hermaphrodit war. Es hätte männliche Genitalien und weibliche Brüste haben sollen – oder zumindest zwei Köpfe.

Alchemistische Darstellungen waren immer allegorisch gemeint und äußerst vertrackt. Genau aus diesem Grund studierte ich sie: Ich suchte nach Mustern, die auf einen systematischen, logischen Denkansatz für chemische Transformationen hindeuteten, und zwar in der Zeit vor der Periodentafel der Elemente. Abbildungen des Mondes standen zum Beispiel fast immer für Silber, während die Sonne Gold darstellen sollte. Wenn beides chemisch kombiniert wurde, wurde der Prozess als Hochzeit wiedergegeben. Im Laufe der Zeit waren die Bilder durch Worte ersetzt worden. Und aus diesen Worten hatte sich wiederum die Grammatik der Chemie entwickelt.

Diese Handschrift jedoch stellte meinen Glauben an einen logischen Ansatz der Alchemisten auf die Probe. Jede Illustration wies mindestens einen fundamentalen Fehler auf, und es gab keinen Begleittext, der mir einen Schlüssel geliefert hätte.

Krampfhaft suchte ich nach etwas, das mit meinem Wissen über die Alchemie übereingestimmt hätte. Da tauchten im schwächer werdenden Licht auf einer Seite leichte, kaum noch erkennbare Spuren einer Handschrift auf. Ich drehte die Leselampe zur Seite, um die Stelle besser auszuleuchten.



Die Schrift war verschwunden.

Langsam blätterte ich die Seite um, als wäre sie ein zerbrechliches Laubblatt.

Über die Seite bewegten sich schimmernd Worte – Hunderte von Worten –, die sich aber nur bei einem ganz bestimmten Lichteinfall und Blickwinkel des Betrachters zeigten.

Ich verschluckte einen überraschten Aufschrei.

*Ashmole 782* war ein Palimpsest – ein Manuskript innerhalb eines Manuskriptes. Weil Pergament damals Mangelware war, hatten die Schreiber bisweilen die Tinte aus alten Büchern gewaschen und die freien Seiten neu beschrieben. Im Lauf der Zeit konnte der ursprüngliche Text als geisterhafter Schatten wieder auftauchen und mit Hilfe von ultraviolettem Licht sichtbar gemacht und zu neuem Leben erweckt werden.

Allerdings war kein ultraviolettes Licht stark genug, um diese Spuren lesbar zu machen. Das hier war kein gewöhnliches Palimpsest. Die Schrift war nicht gewaschen worden – sie lag unter einem Zauberspruch verborgen. Aber warum sollte sich jemand die Mühe machen, den Text in einem alchemistischen Buch zu verhexten? Hatten Experten doch so schon Mühe, die verworrenen Texte und die abstruse Bildersprache zu deuten, die damals verwendet wurde.

Ich riss mich von den fahlen Buchstaben los, die sich viel zu schnell bewegten, als dass ich sie hätte lesen können, und konzentrierte mich stattdessen darauf, den Inhalt des Manuskriptes in einer Synopsis zusammenzufassen. »Inkonsistent«, tippte ich. »Beschriftungen aus dem fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert, Illustrationen vornehmlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bildquellen möglicherweise älter? Mischung von Papier und Pergament. Farbige und schwarze Tinten, Letztere von ungewöhnlich guter Qualität. Illustrationen gut ausgeführt, doch sind einige Details inkorrekt oder fehlen. Dargestellt werden die Herstellung des Steines der Weisen, alchemische Geburt/Schöpfung, Tod, Wiederauferstehung und Transformation. Fehlerhafte Kopie eines früheren Manuskriptes? Ein merkwürdiges Buch voller Anomalien.«

Meine Finger verharrten über den Tasten.

Wenn Wissenschaftler auf neue Fakten stoßen, die allem widersprechen, was sie zu wissen glauben, haben sie zwei Möglichkeiten. Entweder sie ignorieren die neuen Fakten, damit ihre hochgeschätzten Theorien nicht in Frage gestellt werden, oder sie konzentrieren sich mit lasergleicher Intensität darauf und versuchen zum Kern des Mysteriums vorzudringen. Hätte kein Zauber über diesem Buch gelegen, wäre ich versucht gewesen, Letzteres zu probieren. Weil es aber verhext war, neigte ich zu Ersterem.

Und wenn ein Wissenschaftler zweifelt, versucht er die Entscheidung zu verschieben.

Ich tippte eine ambivalente Schlusszeile: »Braucht mehr Zeit? Möglicherweise später erneute Vorlage?«

Ich hielt den Atem an und schloss mit sanftem Zupfen den Buchdeckel. Immer noch vibrierte das Manuskript unter Strömen von Magie, am stärksten rund um die Klammern.

Erleichtert, dass ich es wieder geschlossen hatte, starrte ich *Ashmole 782* an. Es juckte mich in den Fingern, noch einmal die Hand auszustrecken und das braune Leder zu berühren. Aber diesmal widerstand ich, so wie ich zuvor der Versuchung widerstanden hatte, die Beschriftungen und Illustrationen zu berühren, um mehr zu erfahren, als ein menschlicher Historiker legitimerweise wissen konnte.

Tante Sarah hatte mir immer gepredigt, die Magie sei ein Geschenk. Falls sie tatsächlich ein Geschenk war, dann war es mit Haken und Ösen gespickt, die mich an alle Bishop-Hexen vor mir fesselten. Wer seine ererbte magische Macht einsetzte und die Zaubersprüche und Beschwörungen verwendete, die das sorgsam gehütete Geheimnis der Hexenzunft bildeten, musste irgendwann dafür bezahlen. Indem ich *Ashmole 782* geöffnet hatte, hatte ich die Mauer durchbrochen, die ich zwischen meiner wissenschaftlichen Arbeit und meinem magischen Erbe errichtet hatte. Aber nachdem ich mich auf die richtige Seite zurückgezogen hatte, war ich fester entschlossen denn je, dort zu bleiben.

Ich packte meinen Computer und meine Notizen zusammen, dann

griff ich nach dem Manuskriptstapel, wobei ich *Ashmole 782* absichtlich zuunterst legte. Zum Glück saß Gillian nicht an ihrem Schreibtisch, obwohl ihre Papiere überall verstreut lagen. Offenbar hatte sie vor, bis tief in die Nacht zu arbeiten, und war jetzt unterwegs, um sich eine Tasse Kaffee zu besorgen.

»Fertig?«, fragte Sean, als ich vor der Ausleihtheke stand.

»Nicht ganz. Ich würde die obersten drei gern für Montag reservieren.«

»Und das Vierte?«

»Mit dem bin ich fertig«, blökte ich und schob ihm die Handschriften zu. »Das kann wieder ins Magazin.«

Sean legte es oben auf den Rückgabestapel. Er begleitete mich noch zur Treppe, verabschiedete sich dort von mir und verschwand dann hinter einer Schwingtür. Das Förderband, das *Ashmole 782* in die Eingeweide der Bibliothek zurücktransportieren würde, lief rasselnd an.

Um ein Haar hätte ich kehrtgemacht und ihn aufgehalten, aber ich konnte mich beherrschen.

Ich hatte gerade die Hand erhoben, um die Tür im Erdgeschoss aufzustoßen, als sich die Atmosphäre um mich herum verdichtete, fast als würde die Bibliothek mich erdrücken wollen. Einen Sekundenbruchteil lang schimmerte die Luft, so wie die Seiten der Handschrift auf Seans Theke geschimmert hatten. Ich schauderte unwillkürlich und spürte, wie sich die Härchen an meinen Armen aufstellten.

Irgendetwas war passiert. Etwas Magisches.

Mein Gesicht wandte sich wie von selbst dem Lesesaal zu, und meine Füße drohten zu folgen.

*Das bildest du dir nur ein*, dachte ich und marschierte entschlossen durch die Tür.

*Bist du sicher?*, flüsterte eine seit Langem zum Schweigen verdamnte Stimme.

Die Glocken von Oxford schlugen sieben Mal. Die Nacht folgte der Dämmerung nicht mehr so gemächlich wie noch vor ein paar Monaten, aber noch zog sich der Wechsel über eine ganze Weile hin. In der Bibliothek waren erst vor dreißig Minuten die Lampen eingeschaltet worden, die jetzt kleine goldene Teiche in das graue Halbdunkel zauberten.

Es war der einundzwanzigste September. Überall auf der Welt trafen sich an diesem Abend der herbstlichen Tagundnachtgleiche die Hexen zu einem Festmahl, um Mabon zu feiern und die hereinbrechende Dunkelheit des Winters zu begrüßen. Doch die Hexen von Oxford würden ohne mich auskommen müssen. Man hatte mich auserkoren, im nächsten Monat bei einer wichtigen Konferenz ein Grundsatzreferat zu halten. Meine Ideen waren noch unausgereift, und das machte mich zusehends nervös.

Schon bei dem Gedanken, was meine Mithexen jetzt wohl irgendwo in Oxford speisen würden, begann mein Magen zu knurren. Seit halb zehn saß ich jetzt in der Bibliothek und hatte mir nur eine kurze Mittagspause gegönnt.

Sean hatte heute frei, und die Vertretung an der Ausleihtheke war neu. Sie hatte sich gespreizt, als ich ein halb verfallenes Manuskript angefordert hatte, und mich zu überzeugen versucht, stattdessen die Mikrofilmausgabe zu verwenden. Zum Glück hatte der Leiter des Lesesaales, Mr Johnson, sie gehört und war sofort aus seinem Büro gekommen, um einzuschreiten.

»Bitte entschuldigen Sie, Dr. Bishop«, hatte er eilig beteuert und dabei die schwere, dunkel gerahmte Brille auf der Nase nach oben geschoben. »Wenn Sie dieses Manuskript für Ihre Forschungen brau-

chen, werden Sie es natürlich bekommen.« Er verschwand, um das gesperrte Stück zu holen, und überreichte es mir, wobei er sich wortreich für die Unannehmlichkeiten und die neue Mitarbeiterin entschuldigte. Damit hatte ich dank meines Rufes als Wissenschaftlerin meinen Willen durchgesetzt und daraufhin den ganzen Nachmittag beschwingt und gut gelaunt gelesen.

Zufrieden, dass ich so viel geschafft hatte, nahm ich die beiden aufgerollten Gewichte von den oberen Ecken des Manuskriptes und schloss es sorgsam. Nachdem ich am Freitag auf das verhexte Manuskript gestoßen war, hatte ich das Wochenende nicht mit Alchemie, sondern mit Routinearbeiten verbracht, um in die Normalität zurückzufinden. Ich hatte Finanzierungsanträge ausgefüllt, Rechnungen bezahlt, Empfehlungsschreiben verfasst und sogar eine Buchbesprechung fertiggestellt. Unterbrochen hatte ich diese Tätigkeiten mit häuslichen Ritualen wie Wäsche zu waschen, Unmengen von Tee zu trinken und mich an Rezepten aus ein paar Fernseh-Kochsendungen zu versuchen.

Heute hatte ich mich den ganzen Tag so gut wie möglich auf die vor mir liegende Arbeit konzentriert, statt im Nachhinein über den eigen tümlichen Illustrationen und dem mysteriösen Palimpsest in *Ashmole 782* zu brüten. Jetzt warf ich einen kurzen Blick auf meine Nachbereitungsliste. Von den vier Fragen, die sich heute im Laufe des Tages ergeben hatten, war die dritte am einfachsten zu beantworten. Die Antwort musste in einem obskuren Journal mit dem Titel *Notes and Queries* zu finden sein, und dieses Journal stand frei zugänglich in einem der Regale, die sich der hohen Decke im Raum entgegenreckten. Ich schob den Stuhl zurück und beschloss, wenigstens diesen Punkt auf meiner Liste abzuhaken, bevor ich für heute Schluss machte.

Die oberen Regale im Selden End waren über eine durchgetretene Treppe zu erreichen, die auf eine Galerie mit Blick auf die Lesetische führte. Ich erklomm die krummen Stufen und stand bald vor den Regalfächern, in denen streng chronologisch geordnet die alten, mit Buchleinen bezogenen Bände standen. Niemand außer mir und einem betagten Professor der Alten Literatur aus dem Magdalen College

schien sie je zu konsultieren. Ich entdeckte den gesuchten Band und fluchte leise. Er stand im obersten Fach, knapp außerhalb meiner Reichweite.

Ein leises Lachen ließ mich aufhorchen. Ich drehte mich um, weil ich sehen wollte, wer an dem Lesetisch am anderen Ende der Galerie saß, aber dort war niemand. Ich hörte schon wieder Gespenster. Oxford war immer noch mehr oder weniger verwaist, und alle Universitätsangestellten waren vor einer Stunde abgezogen, um sich vor dem Abendessen im Gemeinschaftsraum des Lehrpersonals ein Gratisglas Sherry zu genehmigen. Nachdem heute ein hoher Wicca-Feiertag war, war sogar Gillian am Spätnachmittag verschwunden, allerdings nicht, ohne mich ein letztes Mal zu ihrem Treffen einzuladen und dabei einen scheelen Blick auf meinen Stapel mit Lesematerial zu werfen.

Ich suchte nach der Trittleiter, die eigentlich auf der Galerie stehen sollte, aber die war nirgendwo zu sehen. In der Bodleian fehlte es immer an solchen Dingen, und es konnte leicht sein, dass ich fünfzehn Minuten brauchen würde, um in der Bibliothek eine Trittleiter aufzutreiben und sie nach oben zu schleppen, nur damit ich den Band aus dem Regalfach holen konnte. Ich zögerte. Am Freitag hatte ich ein verhextes Buch in der Hand gehalten und trotzdem der Versuchung widerstanden, Magie anzuwenden. Außerdem würde mich niemand sehen.

Trotz meiner Rechtfertigungsversuche spürte ich ein nervöses Kribbeln. Ich brach meine Regeln nur selten und vermerkte akribisch im Geiste sämtliche Situationen, in denen ich mich verleiten ließ, auf Magie zurückzugreifen. Dies wäre das fünfte Mal in diesem Jahr, den Reparaturzauber an der kaputten Waschmaschine und die Berührung von *Ashmole 782* eingeschlossen. Nicht allzu schlecht für einen September, aber auch keine persönliche Bestleistung.

Ich holte tief Luft, hob die Hand und stellte mir das Buch darin vor.

Band 19 der *Notes and Queries* rutschte langsam aus dem Fach, kippte dann nach hinten, als würde er von unsichtbaren Fingern heruntergezogen, und fiel dumpf in meine offene Hand. Dort öffnete er sich von selbst auf der gesuchten Seite.

Der ganze Vorgang hatte knapp drei Sekunden gedauert. Ich atmete tief aus, um mein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Im selben Moment erblühten zwei eisige Flecken zwischen meinen Schulterblättern.

Ich war beobachtet worden, und nicht von einem gewöhnlichen Menschen.

Wenn eine Hexe eine andere beobachtet, löst ihr Blick ein Kribbeln aus. Allerdings sind Hexen nicht die einzigen Geschöpfe, die neben den Menschen die Erde bevölkern. Es gibt auch Dämonen – kreative, künstlerische Kreaturen, die stets zwischen Genie und Wahnsinn balancieren. Als »Rockstars und Serienmörder« beschrieb meine Tante diese befremdlichen, faszinierenden Wesen. Und es gibt die Vampire, uralte und wunderschön, die sich von Blut ernähren und dich mit ihrem Charme betören, wenn sie dich nicht vorher töten.

Wenn ein Dämon mich anblickt, spüre ich einen dezenten, verunsichernden Druck wie von einem Kuss.

Doch wenn ein Vampir mich fixiert, fühlt sich das kalt, konzentriert und gefährlich an.

Ich ging im Geist alle Besucher im Duke-Humfrey-Lesesaal durch. An einen einzigen Vampir konnte ich mich erinnern, ein cherubinischer Mönch, der sich wie ein Liebhaber in mittelalterliche Mess- und Gebetsbücher versenkt hatte. Aber Vampire sind in Bibliothekssälen mit alten Büchern nur selten zu finden. Hin und wieder wurde einer von nostalgischer Eitelkeit befallen und kam hierher, um in Erinnerungen zu schwelgen, aber das waren Einzelfälle.

Hexen und Dämonen findet man viel öfter in Bibliotheken. Gillian Chamberlain war heute hier gewesen und hatte mit einer starken Lupe ihre Papyri studiert. Und in der Musikbibliothek hielten sich definitiv zwei Dämonen auf. Als ich an ihnen vorbeigegangen war, um mir in der Buchhandlung nebenan einen Tee zu holen, hatten beide wie benebelt aufgesehen. Einer hatte mir aufgetragen, ihm einen Caffè latte mitzubringen, was erkennen ließ, wie tief er in seine Wahnvorstellungen versunken war, wie die auch immer aussehen mochten.

Nein, in diesem Augenblick hatte mich ganz eindeutig ein Vampir ins Auge gefasst.

Ich war schon einigen Vampiren begegnet, schließlich arbeitete ich auf einem Gebiet, auf dem ich viel mit anderen Wissenschaftlern zu tun hatte, und in den Laboratorien in aller Welt wimmelt es von Vampiren. Die Wissenschaft honoriert lange Studien und unerschöpfliche Geduld. Und weil Wissenschaftler meist für sich allein arbeiten, ließ sich ein Leben, das sich nicht über Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte erstreckte, viel leichter managen.

Heutzutage interessieren sich Vampire besonders für Teilchenbeschleuniger, Projekte zur Entzifferung des Genoms und für die Molekularbiologie. Früher hatten sie sich vorzugsweise in der Alchemie, Anatomie und Elektrophysik getummelt. Wenn es ordentlich knallte, wenn Blut im Spiel war oder versucht wurde, die Geheimnisse des Universums zu offenbaren, stieß man mit ziemlicher Sicherheit auf einen Vampir.

Ich drückte die mit unzulässigen Mitteln erlangte Ausgabe der *Notes and Queries* an meine Brust und drehte mich um. Er stand auf der anderen Seite des Raumes vor den paläografischen Nachschlagewerken und lehnte im Schatten an einem der eleganten Holzpfeiler, die die Galerie trugen. In seiner Hand lag eine aufgeschlagene Kopie von Janet Roberts *Guide to Scripts Used in English Handwriting Up to 1500*.

Ich hatte diesen Vampir noch nie gesehen – aber ich war ziemlich sicher, dass er keine Anleitung benötigte, um alte englische Handschriften zu entziffern.

Jeder, der schon mal einen Taschenbuch-Bestseller gelesen oder auch nur ferngesehen hat, weiß, dass Vampire atemberaubend aussehen, aber das kann einen nicht auf den Moment vorbereiten, in dem man tatsächlich einem von ihnen gegenübersteht. Sie sehen aus wie von einem genialen Bildhauer gemeißelt. Und wenn sie sich dann bewegen oder etwas sagen, kann dein Gehirn nicht einmal ansatzweise verarbeiten, was du siehst. Jede einzelne Bewegung ist voller Grazie; jedes Wort ist wie Musik. Ihre Augen fesseln dich, und genau so fangen sie ihre Beute. Ein langer Blick, ein paar ruhige Worte, eine Berührung: Hat dich ein Vampir erst eingesponnen, hast du keine Chance mehr.

Während ich diesen Vampir anstarrte, erkannte ich zunehmend ver-



zagt, dass mein Wissen in diesem Bereich dummerweise hauptsächlich theoretischer Natur war. Und dass es mir jetzt, wo ich tatsächlich einem Vampir gegenüberstand, wenig nutzte.

Der einzige Vampir, mit dem ich mehr als flüchtig bekannt war, arbeitete im nuklearen Teilchenbeschleuniger in der Schweiz. Jeremy war dünn und sah fantastisch aus, hatte strahlend blondes Haar, blaue Augen und ein ansteckendes Lachen. Er hatte mit so gut wie allen Frauen im Kanton Genf geschlafen und arbeitete sich inzwischen durch die Stadt Lausanne vor. Was er anstellte, nachdem er die Frauen verführt hatte, hatte ich nie genauer wissen wollen, und hatte seine hartnäckigen Einladungen, mit ihm auszugehen, ebenso hartnäckig ausgeschlagen. Ich hatte immer angenommen, dass Jeremy ein typischer Vertreter seiner Gattung sei. Aber verglichen mit dem Vampir, der jetzt vor mir stand, kam er mir klobig, ungelenkt und sehr, sehr jung vor.

Dieser hier war groß – mindestens einen Meter neunzig, selbst unter Berücksichtigung der perspektivischen Verzerrung, die sich dadurch ergab, dass ich von der Galerie auf ihn hinabsah. Und er war ganz bestimmt nicht dünn. Breite Schultern verengten sich zu schlanken Hüften, die in geschmeidige, muskulöse Beine übergingen. Seine Hände waren atemberaubend lang und gelenkig und wirkten dabei so grazil, dass mein Blick immer wieder davon angezogen wurde, fast als müsste ich ergründen, wie sie zu einem so mächtigen Mann gehören konnten.

Während meine Augen ihn von Kopf bis Fuß abtasteten, lagen seine fest auf mir. Aus dieser Entfernung wirkten sie nachtschwarz, und sie blickten unter ebenso schwarzen Brauen hervor, von denen eine wie ein Fragezeichen angehoben war. Sein Gesicht war wirklich atemberaubend – nichts als glatte Flächen und Kanten und dazu hoch angesetzte Wangenknochen. Oberhalb des Kinns war praktisch die einzige Stelle, an der Raum für etwas Weiches blieb – seinen breiten Mund, der genau wie seine langen Hände irgendwie nicht ins Bild passen wollte.

Aber nicht sein makelloser Körper machte mich so nervös. Sondern die raubtierhafte Kombination von Kraft, Behändigkeit und mes-

serscharfer Intelligenz, die durch den ganzen Raum hindurch zu spüren war. In seiner schwarzen Hose und dem hellgrauen Pullover, mit den dichten, aus der Stirn gekämmten und im Nacken kurz geschnittenen Haaren sah er aus wie ein Panther, der jeden Moment zuschlagen kann, es damit aber nicht eilig hat.

Er lächelte. Es war ein dezentes, höfliches Lächeln, bei dem er nicht die Zähne zeigte. Ich ahnte sie trotzdem und sah sie in Gedanken in zwei perfekten, scharfen Reihen hinter seinen blassen Lippen stehen.

Bei dem bloßen Gedanken an seine Zähne jagte ein solcher Adrenalinstoß durch meinen Körper, dass meine Fingerspitzen kitzelten. Plötzlich konnte ich nur noch denken: *Du musst von hier verschwinden. SOFORT.*

Die Treppe erschien mir viel weiter weg als die vier Schritte, die ich bis dorthin brauchte. Ich rannte nach unten, kam auf der letzten Stufe ins Straucheln und flog direkt in die wartenden Arme des Vampirs.

Natürlich hatte er vor mir den Fuß der Treppe erreicht.

Seine Finger waren kühl, und seine Arme fühlten sich eher nach Stahl an als nach Fleisch und Knochen. Der Duft von Nelken, Zimt und etwas wie Weihrauch lag in der Luft. Er richtete mich wieder auf, hob die *Notes and Queries* vom Boden auf und überreichte sie mir mit einer kleinen Verbeugung. »Dr. Bishop, nehme ich an?«

Von Kopf bis Fuß zitternd nickte ich.

Die langen, blassen Finger seiner rechten Hand tauchten in die Jackentasche und zogen eine blau-weiße Visitenkarte heraus. Er hielt sie mir hin. »Matthew Clairmont.«

Ängstlich darauf bedacht, ihn nicht zu berühren, zupfte ich die Karte mit spitzen Fingern aus seinem Griff. Dem vertrauten Wappen der Universität Oxford mit den drei Kronen und dem offenen Buch folgte Clairmonts Name und danach eine Reihe von Abkürzungen, denen ich entnehmen konnte, dass er in die Royal Society aufgenommen worden war.

Nicht schlecht für jemanden, der aussah wie zwischen Mitte und Ende dreißig, auch wenn ich annahm, dass er in Wahrheit mindestens zehnmal so alt war.

Und was sein Forschungsgebiet anging: Es überraschte mich nicht, dass der Vampir Professor der Biochemie war und mit der *Oxford Neuroscience* im John Radcliffe Hospital zusammenarbeitete. Blut und Anatomie – zwei Lieblingsgebiete der Vampire. Auf der Karte waren drei verschiedene Labortelefonnummern, dazu eine Büronummer und eine E-Mail-Adresse abgedruckt. Ich hatte ihn vielleicht noch nie gesehen, aber er war jedenfalls nicht unerreichbar.

»Professor Clairmont«, piepste ich, bevor mir alle weiteren Worte in der Kehle steckenblieben. Mit aller Kraft widerstand ich dem Drang, schreiend zum Ausgang zu rennen.

»Wir sind uns noch nicht begegnet«, fuhr er mit einem eigentümlichen Akzent fort. Hauptsächlich klang er nach Oxford und Cambridge, andererseits hatte sein Tonfall etwas Weiches, das ich nicht einordnen konnte. Seine Augen, die mir unbeirrt ins Gesicht blickten, waren eigentlich gar nicht so dunkel, entdeckte ich, sie wurden nur von riesigen Pupillen beherrscht, die von einem dünnen, graugrünen Irisring eingefasst waren. Ihr Sog war unwiderstehlich, und ich merkte, dass ich mich einfach nicht abwenden konnte.

Wieder bewegte sich der Mund des Vampirs. »Ich bin ein großer Bewunderer Ihrer Arbeit.«

Es war nicht völlig undenkbar, dass sich ein Professor der Biochemie für die Alchemie des siebzehnten Jahrhunderts interessierte, aber es kam mir doch reichlich unwahrscheinlich vor. Ich zupfte am Kragen meiner weißen Bluse und suchte kurz den Raum ab. Außer uns war niemand zu sehen. Niemand saß an dem alten Eichentisch mit den Karteikästen, niemand an den Computern. Und wer auch immer an der Rückgabetheke saß, war zu weit entfernt, um mir helfen zu können.

»Ich fand Ihren Artikel über die Farbsymbolik der alchemischen Transformation sehr überzeugend und Ihre Arbeit über Robert Boyles Annäherung an die Probleme der Expansion und Kontraktion ausgesprochen einleuchtend«, fuhr Clairmont ungerührt fort, als wäre er es gewohnt, Gespräche quasi allein zu führen. »Ihr letztes Buch über die alchemistische Ausbildung und Lehre habe ich noch nicht fertig gelesen, aber ich genieße es sehr.«

»Danke«, hauchte ich. Sein Blick senkte sich von meinen Augen auf meinen Hals.

Ich hörte auf, an meinen Kragenknöpfen zu nesteln.

Seine unglaublichen Augen blickten wieder in meine. »Sie verstehen es meisterhaft, Ihren Lesern die Vergangenheit nahezubringen.« Ich nahm das als Kompliment, denn er als Vampir musste wissen, ob ich Unsinn erzählte. Clairmont blieb kurz still. »Dürfte ich Sie zum Abendessen einladen?«

Mir blieb der Mund offen stehen. Abendessen? Vielleicht konnte ich ihm in der Bibliothek nicht entkommen, aber es gab für mich keinen Grund, eine ganze Mahlzeit mit ihm zu verbringen – vor allem, da er mir nur beim Essen zusehen würde, wenn ich seine Vorlieben richtig einschätzte.

»Ich habe schon was vor«, sagte ich barsch, ohne eine glaubhafte Erklärung abgeben zu können, was das sein sollte. »Wirklich zu schade«, murmelte er, und der Hauch eines Lächelns spielte um seine Lippen. »Dann vielleicht ein andermal. Sie werden das ganze Jahr in Oxford verbringen, nicht wahr?«

Sich in der Nähe eines Vampirs aufzuhalten, hätte jeden nervös gemacht, außerdem rief Clairmonts Nelkenduft den eigenartigen Geruch von *Ashmole 782* wieder wach. Ich war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig und beschränkte mich darum auf ein Nicken. Das erschien mir sicherer.

»Dachte ich mir«, sagte Clairmont. »Unsere Wege werden sich bestimmt wieder kreuzen. Oxford ist so klein.«

»Wirklich klein«, pflichtete ich ihm bei und wünschte mir, ich hätte mich entschieden, mein Forschungssemester in London zu verbringen.

»Bis dann, Dr. Bishop. Es war mir ein Vergnügen.« Clairmont streckte mir die Hand entgegen. Abgesehen von dem kurzen Ausflug an meinen Kragen hatten seine Augen unausgesetzt meine fixiert. Ich hatte ihn auch nicht blinzeln sehen. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, weil ich nicht als Erste den Blick abwenden wollte.

Meine Hand schob sich vor, zögerte aber kurz, bevor sie seine

ergriff. Ich spürte einen flüchtigen Druck, dann entzog er mir die Hand wieder. Er trat lächelnd zurück und verschwand in der Dunkelheit des ältesten Bibliotheksbereiches.

Ich blieb reglos stehen, bis ich meine vereisten Hände wieder bewegen konnte, dann ging ich an meinen Tisch zurück und fuhr den Computer herunter. Während ich meine Papiere zusammenpackte, fragten mich die *Notes and Queries* vorwurfsvoll, warum ich mir die Mühe gemacht hatte, sie aus dem Regal zu holen, wenn ich nicht einmal einen Blick hineinwerfen wollte. Meine Aufgabenliste sah ebenfalls tadelnd zu mir auf. Ich riss das Blatt vom Block ab, knüllte es zusammen und versenkte es in dem geflochtenen Papierkorb unter dem Schreibtisch.

»Es ist genug, dass ein jeder Tag seine eigene Plage hat«, murmelte ich vor mich hin.

Der Nachtaufseher im Leseraum sah auf die Armbanduhr, als ich meine Manuskripte zurückgab. »Sie gehen heute früher, Dr. Bishop?«

Ich nickte und biss mir auf die Lippe, um nicht herauszuplatzen, ob er nicht wisse, dass sich zwischen den paläografischen Nachschlagewerken ein Vampir herumtrieb.

Er griff nach dem Stapel grauer Kartons, in denen die Handschriften steckten. »Werden Sie die morgen wieder brauchen?«

»Ja«, flüsterte ich. »Morgen.«

Nachdem ich mit der Rückgabe der Manuskripte meine letzte Gelehrtenpflicht erfüllt hatte, war ich frei. Das Klackern meiner Absätze auf dem Linoleumboden hallte von den Wänden wider, als ich durch die Gittertür vor dem Lesesaal stürmte, an den mit Samtbändern vor neugierigen Fingern geschützten Büchern vorbei, und dann die abgewetzte Holzterrasse hinab in den geschlossenen Hof im Erdgeschoss. Ich lehnte mich gegen das Eisengeländer rund um die Bronzestatue von William Herbert, sog gierig die frostige Luft ein und bemühte mich, das Nelken- und Zimtaroma aus meiner Nase zu vertreiben.

In Oxford war jede Nacht irgendwas los, ermahnte ich mich streng. Dann gab es eben einen Vampir mehr in der Stadt, na und?

Trotz meiner mutigen Selbstansprache im Hof ging ich schneller als sonst nach Hause. Durch die düstere New College Lane zu gehen war schon bei Tag irgendwie unheimlich. Ich zog meine Karte durch den Schlitz am hinteren Tor des New College und spürte, wie etwas von der Anspannung aus meinem Körper wich, sobald der Torflügel hinter mir ins Schloss fiel, gerade als würden jede Tür und jede Wand, die ich zwischen mich und die Bibliothek gebracht hatte, mich zusätzlich schützen. Ich huschte unter den Kapellenfenstern entlang und durch den schmalen Durchgang in den Kolleghof. Von hier aus konnte man auf den einzigen noch existierenden mittelalterlichen Garten in Oxford sehen, wo es sogar einen jener traditionellen Hügel gab, die den Studenten von einst beim Nachsinnen über die Mysterien Gottes und der Natur einen grünen Ausblick bieten sollten. Heute Abend kamen mir die spitzen Türme und Bogen des Colleges ganz besonders gotisch vor, und ich konnte es kaum erwarten, ins Gebäude zu kommen.

Als die Tür zu meinem Apartment hinter mir ins Schloss fiel, atmete ich erleichtert auf. Ich wohnte ganz oben in einem der Aufgänge, die den Fakultätsangehörigen vorbehalten waren, und zwar in einer der Unterkünfte, die für ehemalige Mitglieder auf Besuch reserviert waren. Meine Räume, die aus einem Schlafzimmer, einem Wohnzimmer mit rundem Esstisch und einer kleinen, aber anständig ausgestatteten Küche bestanden, waren mit alten Drucken und einer warmen Wandtäfelung dekoriert. Die Einrichtung sah aus, als bestünde sie aus ausgemusterten Möbeln aus dem Gemeinschaftsraum und der Wohnung des Dekans, wobei das Schwergewicht auf durchgesehenen Stücken des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts lag.

In der Küche schob ich zwei Scheiben Brot in den Toaster und schenkte mir ein Glas kaltes Wasser ein. Ich trank es mit tiefen Schlucken und öffnete dabei das Fenster, um die kühle Luft in meine stickigen Gemächer zu lassen.

Mit meinem Imbiss in der Hand kehrte ich ins Wohnzimmer zurück, streifte dort die Schuhe von den Füßen und drehte die kleine Stereoanlage auf. Die klaren Klänge eines Mozartstückes erfüllten die Luft. Dann ließ ich mich in eines der rotbraun gepolsterten Sofas

sinken, in der festen Absicht, nur kurz auszuruhen, anschließend ein Bad zu nehmen und hinterher meine heutigen Notizen durchzugehen.

Um halb drei Uhr in der Nacht erwachte ich mit klopfendem Herzen, steifem Hals und einem eindeutigen Nelkengeschmack im Mund.

Ich holte mir ein Glas Wasser und schloss das Küchenfenster. Es war frisch geworden, und die feuchte Luft ließ mich frösteln.

Nach einem kurzen Blick auf die Uhr und einer schnellen Überschlagsrechnung beschloss ich, zu Hause anzurufen. Dort war es erst halb elf Uhr abends, und Sarah und Em waren die reinsten Fledermäuse. Ich wanderte durch die Zimmer, schaltete dabei alle Lichter aus, bis auf das in meinem Schlafzimmer, und hatte im Nu meine schmutzigen Sachen – wie kann man sich in einer Bibliothek nur so schmutzig machen? – abgestreift und war in eine alte Yogahose sowie einen schwarzen Pulli mit ausgeleiertem Rollkragen geschlüpft. Beides war bequemer als jeder Pyjama.

Das Bett war angenehm und fest unter meinem Rücken und hätte mich beinahe überzeugt, dass ich nicht zu Hause anzurufen brauchte, so beruhigend wirkte es auf mich. Aber das Wasser hatte den Nelkengeschmack nicht ganz aus meinem Mund vertreiben können, darum nahm ich mein Handy und wählte die Nummer.

»Wir haben schon auf deinen Anruf gewartet«, waren die ersten Worte, die ich zu hören bekam.

Hexen.

Ich seufzte. »Es geht mir gut, Sarah.«

»Es deutet alles auf das Gegenteil hin.« Wie gewöhnlich kannte die jüngere Schwester meiner Mutter kein Pardon. »Tabitha ist schon den ganzen Abend aufgekratzt. Em hat ein klares Bild von dir empfangen, auf dem du völlig verloren dastehst, und ich habe seit dem Frühstück keinen Bissen mehr herunterbekommen.«

Das wirkliche Problem war diese verdammte Katze. Tabitha war Sarahs Baby und erspürte mit gespenstischer Präzision alle Spannungen innerhalb der Familie. »Es geht mir *gut*. Ich hatte heute Abend in der Bibliothek eine unerwartete Begegnung, das ist alles.«

Ein Klicken verriet mir, dass Em den zweiten Hörer abgenommen hatte. »Warum feierst du nicht Mabon?«, fragte sie.

Seit ich denken konnte, war Emily Mather ein Fixpunkt in meinem Leben. Sie und meine Mutter hatten sich während ihrer Highschoolzeit bei einem Ferienjob auf der Plimoth Plantation kennengelernt, wo sie für die Archäologen Löcher gegraben und Schubkarren geschoben hatten. Sie waren erst beste Freundinnen und anschließend, als Emily zum Studium nach Vassar und meine Mutter nach Harvard gegangen war, begeisterte Brieffreundinnen geworden. Später trafen sich die beiden in Cambridge wieder, wo Em als Bibliothekarin in einer Kinderbücherei arbeitete. Nach dem Tod meiner Eltern verbrachte Em viele lange Wochenenden in Madison, was bald dazu führte, dass sie einen Job in der örtlichen Grundschule annahm. Sie und Sarah wurden unzertrennlich, auch wenn Em immer ihre eigene Wohnung behielt und beide einen Riesenzirkus darum veranstalteten, nicht gemeinsam im Schlafzimmer zu verschwinden, solange ich klein war. Letztlich konnten sie weder mir noch den Nachbarn oder irgendwem sonst im Ort etwas vormachen. Alle behandelten sie ganz selbstverständlich als Paar, ganz gleich, wo sie ihre Nächte verbrachten. Als ich aus dem Haus der Bishops auszog, war Em eingezogen und nie wieder ausgezogen. Wie meine Mutter und meine Tante entstammte Em einer alten Hexenfamilie.

»Ich war zur Feier des Konvents eingeladen, aber ich hatte zu tun.«

»Hat dich die Hexe aus Bryn Mawr gefragt, ob du kommst?« Em interessierte sich für die Altphilologin, allerdings vor allem (wie ich an einem Sommerabend nach mehreren Gläsern Wein erfahren hatte), weil sie in den Sechzigern ein paarmal mit Gillians Mutter ausgegangen war.

»Ja«, sagte ich genervt. Die beiden waren überzeugt, dass ich jetzt, wo ich eine sichere Festanstellung hatte, das Licht erblicken und meine magischen Fähigkeiten annehmen würde. Nichts konnte sie von diesem Wunschdenken abbringen, darum waren beide regelmäßig aus dem Häuschen, wenn ich Kontakt mit einer anderen Hexe hatte. »Aber ich habe den Abend stattdessen mit Elias Ashmole verbracht.«



»Wer ist das?«, fragte Em meine Tante.

»Du weißt schon, dieser tote Typ, der alchemistische Bücher sammelte«, hörte ich Sarah stöhnen.

»Ich höre immer noch mit, ihr zwei«, rief ich in den Hörer.

»Und wer hat dir so den Hocker unter dem Hintern weggezogen?«, fragte Sarah.

Es hatte keinen Zweck, ihnen etwas verheimlichen zu wollen, schließlich waren sie Hexen. »Ich bin in der Bibliothek einem Vampir begegnet. Einem, den ich noch nie gesehen habe, einem gewissen Matthew Clairmont.«

An Ems Hörer blieb es still, während sie im Geist ihren imaginären Karteikasten mit allen nur denkbaren Geschöpfen durchging. Sarah schwieg ebenfalls, weil sie noch unentschlossen war, ob sie explodieren sollte oder nicht. »Ich hoffe, du kannst ihn leichter loswerden als die Dämonen, die du sonst immer anlockst«, knurrte sie schließlich.

»Seit ich aufgehört habe, Theater zu spielen, hat mich kein Dämon mehr belästigt.«

»Von wegen, da war noch der Dämon, der dir in die Beinecke-Bibliothek gefolgt ist, als du in Yale zu arbeiten angefangen hast«, korrigierte mich Em. »Er kam einfach die Straße entlangspaziert und hielt nach dir Ausschau.«

»Der war psychisch labil«, protestierte ich. Die Tatsache, dass ich irgendwie einen einzigen Dämon auf mich aufmerksam gemacht hatte, konnte man mir doch nicht bis in alle Ewigkeit zum Vorwurf machen, genauso wenig wie das bisschen Hexerei, mit dem ich meine Waschmaschine wieder zum Laufen gebracht hatte.

»Du ziehst magische Geschöpfe an wie eine Blume die Bienen, Diana. Aber Dämonen sind nicht halb so gefährlich wie Vampire. Halt dich von ihm fern«, erklärte Sarah angespannt.

»Ich wüsste nicht, warum ich mich mit ihm treffen sollte.« Meine Hand wanderte wieder an meinen Hals. »Uns verbindet rein gar nichts.«

»Darum geht es nicht«, ermahnte mich Sarah lauter. »Hexen, Vampire und Dämonen sollten sich nicht mischen. Das weißt du genau.

Wenn wir das tun, fallen wir den Menschen eher auf. Kein Dämon oder Vampir lohnt ein solches Risiko.« Die einzigen Wesen, die Sarah wirklich ernst nahm, waren andere Hexen. Menschen waren in ihren Augen unglückselige kleine Geschöpfe, die blind für die Welt um sie herum waren. Dämonen waren unverbesserliche Teenager, denen man nicht trauen konnte. Und Vampire standen in ihrer Rangordnung aller Wesen weit unter den Katzen und mindestens eine Stufe unter den Hunden.

»Du hast mir die Regeln oft genug eingebläut, Sarah.«

»Nicht jeder hält sich an die Regeln, Schätzchen«, bemerkte Em. »Was wollte er von dir?«

»Er sagte, er würde sich für meine Arbeit interessieren. Aber er ist Naturwissenschaftler, darum kann ich das kaum glauben.« Meine Finger nestelten am Federbett herum. »Er wollte mich zum Abendessen einladen.«

»Zum *Abendessen*?« Sarah war fassungslos.

Em lachte nur. »Ich wüsste kein Restaurant, dessen Speisekarte einen Vampir ansprechen würde.«

»Ich werde ihn bestimmt nicht wiedersehen. Seiner Visitenkarte nach leitet er drei Labore und hat obendrein zwei Posten in der Fakultät inne.«

»Typisch«, murmelte Sarah. »Das kommt davon, wenn man zu viel Zeit hat. Und hör auf, an deiner Decke herumzuzupfen – du wirst noch ein Loch hineinreißen.« Sie hatte ihren Hexenradar auf volle Kraft geschaltet und hörte mich jetzt nicht nur, sondern *sah* mich auch.

»Ihr tut beinahe so, als würde er alten Damen die Handtasche klauen oder die Leute mit Börsenspekulationen um ihr Vermögen bringen«, entgegnete ich. Sarah konnte einfach nicht verwinden, dass die meisten Vampire unermesslich reich waren. »Er ist Biochemiker und irgendwie Mediziner und interessiert sich vor allem fürs Gehirn.«

Sarah schnaubte. »Was will er nur von dir? Vampire und Hexen daten sich nicht. Es sei denn, er wollte *dich* zum Abendessen. Sie lieben nichts so sehr wie den Geschmack von Hexenblut.«

»Vielleicht war er nur neugierig. Oder er interessiert sich tatsächlich

für deine Arbeit.« Aus Ems Stimme sprach ein solcher Zweifel, dass ich lachen musste.

»Wir würden dieses Gespräch gar nicht führen, wenn du ein paar grundlegende Vorsichtsmaßnahmen beherzigen würdest«, meinte Sarah schnippisch. »Ein Schutzzauber oder du nutzt deine Fähigkeiten als Seherin, und schon ...«

»Ich werde weder Magie noch Hexerei einsetzen, um herauszufinden, warum sich ein Vampir mit mir verabreden will«, verkündete ich fest. »Das ist nicht verhandelbar, Sarah.«

»Dann ruf uns nicht an und frag nach Antworten, wenn du sie nicht hören willst.« Wieder einmal brach Sarahs berüchtigtes Temperament durch. Bevor ich mir eine Antwort überlegen konnte, hatte sie schon aufgelegt.

»Sarah macht sich wirklich Sorgen um dich, weißt du?«, entschuldigte sich Em für ihre aufbrausende Partnerin. »Und sie versteht nicht, warum du deine Gabe nicht einmal einsetzen willst, um dich zu schützen.«

Weil an diese Gabe zu viele Bedingungen geknüpft waren, wie ich ihnen schon oft erklärt hatte. Ich probierte es noch einmal.

»Weil ich das nicht einreißen lassen will, Em. Heute schütze ich mich in der Bibliothek vor einem Vampir und morgen im Hörsaal vor einer schwierigen Frage. Und bald wähle ich meine Forschungsschwerpunkte danach aus, was sie für Ergebnisse bringen werden, und bewerbe mich nur noch für Stipendien, die ich hundertprozentig bekomme. Es ist mir wichtig, dass ich mir meinen Ruf wirklich verdiene. Sobald ich anfangen werde, Magie einzusetzen, gehört nichts mehr wirklich mir. Ich will nicht die nächste Hexe in unserer Familie werden.« Ich öffnete den Mund und wollte Em schon von *Ashmole 782* erzählen, aber etwas ließ mich verstummen.

»Ich weiß, ich weiß, Schatz«, besänftigte mich Em. »Ich verstehe dich wirklich. Aber Sarah sorgt sich trotzdem um deine Sicherheit. Du bist inzwischen ihre einzige Verwandte.«

Meine Finger glitten durch mein Haar und kamen an meinen Schläfen zu liegen. Gespräche wie dieses führten irgendwann unweiger-

lich zu meiner Mutter und meinem Vater. Ich zögerte, weil ich nicht wusste, ob ich meine größte Sorge aussprechen sollte.

»Was ist?« Ems sechster Sinn hatte mein Zögern registriert.

»Er wusste, wie ich heiÙe. Ich habe ihn noch nie gesehen, aber er wusste, wer ich bin.«

Em überdachte die verschiedenen Möglichkeiten. »Dein Bild ist doch auf dem Umschlag deines neuesten Buches abgedruckt, oder nicht?«

Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich die Luft angehalten hatte, aber jetzt atmete ich hörbar erleichtert aus. »Ja. Das muss es sein. Wie albern. Kannst du Sarah einen Kuss von mir geben?«

»Aber sowieso. Und Diana? Pass auf dich auf. Vielleicht sind die englischen Vampire uns Hexen gegenüber nicht so anständig wie die amerikanischen.«

Ich lächelte, weil ich an Matthew Clairmonts formvollendete Verbeugung denken musste. »Ich passe auf. Aber mach dir keine Sorgen. Wahrscheinlich werde ich ihn nie wiedersehen.«

Em blieb still.

»Em?«, hakte ich nach.

»Das werden wir sehen.«

Em war nicht so gut darin, in die Zukunft zu blicken, wie meine Mutter es angeblich gewesen war, doch etwas nagte an ihr. Eine Hexe überreden zu wollen, dass sie eine vage Vorahnung preisgab, war ein Ding der Unmöglichkeit. Sie würde mir nicht verraten, was sie an Matthew Clairmont so beunruhigte. Noch nicht.

Der Vampir saß im Schatten auf dem Dach der geschlossenen Bogenbrücke, die die New College Lane überspannte und zwei Bereiche des Hertford College verband. Er hatte den Rücken an die verwitterte Mauer eines neueren Collegegebäudes gelehnt und die Füße auf dem Brückendach abgestützt.

Die Hexe kam in sein Blickfeld, als sie mit überraschend sicherem Tritt über das unebene Pflaster vor der Bibliothek marschierte. Als sie unter ihm vorbeiging, beschleunigte sie ihre Schritte. In ihrer Nervosität sah sie jünger aus und verletzlicher.

*Das ist also die hoch angesehene Historikerin*, dachte er sarkastisch und ging im Geist ihren Lebenslauf durch. Auch nachdem er ihr Bild gesehen hatte, hatte Matthew in Anbetracht ihrer beruflichen Leistungen eine ältere Frau erwartet.

Obwohl Diana Bishop offensichtlich aufgewühlt war, ging sie aufrecht und hatte die Schultern durchgestreckt. Vielleicht würde sie doch nicht so leicht einzuschüchtern sein, wie er gehofft hatte. In der Bibliothek hatte sie sich seinem Blick gestellt, ohne auch nur eine Spur jener Furcht zu zeigen, die Matthew sonst zuverlässig bei allen Geschöpfen auslöste, die keine Vampire waren – und oft sogar bei diesen.

Als Diana Bishop um die Ecke verschwunden war, schlich Matthew an den Dächern entlang, bis er zur Mauer des New College kam. Lautlos schlüpfte er auf das Collegegelände. Der Vampir kannte das College und hatte sich ausgerechnet, wo ihre Räume liegen mussten. Er stand schon in einem düsteren Eingang gegenüber ihrem, als sie die erste Stufe nahm.

Matthews Augen folgten ihr durch ihr Apartment, während sie von einem Zimmer ins andere ging und überall Licht machte. Sie öffnete das Küchenfenster, ließ es angelehnt, verschwand.

*Dann brauche ich wenigstens nicht das Fenster aufzubrechen oder ihr Schloss zu knacken*, dachte er.

Matthew huschte über den Hof und kletterte an ihrem Gebäude hoch, wobei seine Hände und Füße dank eines alten kupfernen Fallrohres und einiger dicker Ranken problemlos Halt in dem alten Mörtel fanden. Von seinem neuen Beobachtungsposten aus nahm er den unverkennbaren Duft der Hexe und leises Papiergeraschel wahr. Er reckte den Kopf und spähte in ihr Fenster.

Bishop las. So entspannt sah ihr Gesicht ganz anders aus, dachte er bei sich. Es war, als würde sich die Haut erst jetzt richtig an die Knochen darunter schmiegen. Bald erkannte Matthew an ihrem regelmäßigen Atem, dass sie eingeschlafen war.

Er schwang von der Wand weg, zog die Füße an und sprang durch das Küchenfenster der Hexe. Es war lange her, seit der Vampir das letzte Mal in die Wohnung einer Frau eingestiegen war. Und auch damals war es nicht oft vorgekommen und meist darauf zurückzuführen gewesen, dass ihn die Leidenschaft im Griff gehabt hatte. Diesmal war er aus einem ganz anderen Grund gekommen. Nichtsdestotrotz hätte er nur schwer erklären können, was er hier trieb, falls ihn jemand erwischte.

Matthew musste wissen, ob sich *Ashmole 782* immer noch in Diana Bishops Besitz befand. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, ihren Lesetisch in der Bibliothek zu durchsuchen, aber ein kurzer Blick hatte ihn vermuten lassen, dass das Manuskript nicht unter den Handschriften war, die sie heute studiert hatte. Andererseits war es ausgeschlossen, dass eine Hexe – noch dazu eine Bishop-Hexe – diesen Band wieder aus der Hand gab. Unhörbar leise wanderte er durch die kleinen Räume. Das Manuskript war weder im Bad noch im Schlafzimmer zu finden. Lautlos schlich er an der Couch vorbei, auf der sie schlief.

Die Lider der Hexe zuckten, als würde sie einen Film anschauen, den niemand außer ihr sehen konnte. Eine Hand hatte sie zur Faust geballt, und hin und wieder schienen ihre Beine zu tanzen. Dabei wirkte ihr Gesicht völlig gelöst, so als würde sie gar nicht mitbekommen, was der Rest des Körpers zu tun glaubte.

Irgendetwas stimmte nicht. Er hatte das sofort gespürt, als er Diana Bishop in der Bibliothek gesehen hatte. Matthew verschränkte die Arme und studierte sie, aber er konnte beim besten Willen nicht ausmachen, was ihn so irritierte. Diese Hexe strahlte nicht die üblichen Duftnoten aus – nach Bilsenkraut, Schwefel und Salbei. *Sie verbirgt etwas*, dachte der Vampir, *und zwar nicht nur das verlorene Manuskript.*

Matthew wandte sich ab und suchte nach ihrem Arbeitsplatz. So mit Büchern und Papieren überladen, wie er war, war er nicht zu übersehen. Die Chancen, dass sie den hinausgeschmuggelten Band dort abgelegt hatte, standen gut. Doch als er einen Schritt auf den Tisch zumachte, roch er Elektrizität und erstarrte.

Aus Diana Bishops Körper sickerte Licht – überall, so als würde es ihren Poren entströmen. Es leuchtete in einem so hellen Blau, dass es fast weiß wirkte, und bildete anfangs einen wolkigen Schleier, der sekundenlang an ihr zu haften schien. Einen Augenblick schien sie selbst zu schimmern. Matthew schüttelte ungläubig den Kopf. Das war unmöglich. Es war Jahrhunderte her, seit er das letzte Mal ein solches Licht von einer Hexe hatte ausströmen sehen.

Aber andere, dringendere Angelegenheiten warteten, darum nahm Matthew die Jagd nach dem Manuskript wieder auf und durchsuchte hastig die Schriften auf ihrem Schreibtisch. Frustriert fuhr er sich mit den Händen durch die Haare. Der Duft der Hexe überlagerte alles und lenkte ihn ab. Matthews Blick richtete sich wieder auf die Couch. Bishop bewegte sich wieder im Schlaf und zog dabei die Knie an die Brust. Noch einmal stieg ein pulsierendes Leuchten aus ihrem Körper, schimmerte kurz über ihr und erlosch.

Matthew runzelte die Stirn, denn was er gestern Abend zufällig gehört hatte, passte so gar nicht zu dem, was er hier sah. Zwei Hexen hatten über *Ashmole 782* und über die Hexe, die es ausgeliehen hatte, geredet. Eine hatte angedeutet, dass die amerikanische Hexe sich weigerte, ihre magischen Kräfte einzusetzen. Aber Matthew hatte ihre Kräfte in der Bibliothek gespürt – und sah jetzt, wie sie mit unübersehbarer Intensität in ihr arbeiteten. Vermutlich setzte sie auch bei

ihren Forschungsarbeiten Magie ein. Viele der Männer, über die sie schrieb, waren mit ihm befreundet gewesen – Cornelius Drebbel, Andreas Libavius, Isaac Newton. Sie hatte bei allen sämtliche Schrullen und Eigenheiten perfekt erfasst. Wie hätte eine Frau von heute ohne magische Hilfe Männer verstehen können, die vor so langer Zeit gelebt hatten? Matthew fragte sich, ob Bishop ihn mit dem gleichen unheimlichen Feingefühl durchschauen würde.

Die Uhren schlugen drei und schreckten ihn auf. Seine Kehle war trocken wie Pergament. Er begriff, dass er stundenlang reglos zugehen haben musste, wie die Hexe geträumt hatte und ihre Macht in langsamen Wogen angestiegen und wieder abgeflaut war. Kurz spielte er mit dem Gedanken, seinen Durst mit dem Blut der Hexe zu stillen. Ein Schluck würde ihm vielleicht verraten, wo das verschollene Manuskript steckte und welche Geheimnisse es barg. Aber er hielt sich zurück. Er hatte die rätselhafte Diana Bishop nur aufgesucht, weil er *Ashmole 782* finden wollte.

Wenn das Manuskript nicht in der Wohnung der Hexe war, musste es noch in der Bibliothek sein.

Er schlich in die Küche, glitt aus dem Fenster und wurde wieder eins mit der Nacht.



Vier Stunden später erwachte ich auf meiner Bettdecke, das Telefon fest in der Hand haltend. Im Schlaf hatte ich meinen rechten Pantoffel abgestreift, und jetzt hing der nackte Fuß über den Bettrand. Ich sah auf die Uhr und stöhnte auf. Ich hatte keine Zeit mehr für meinen morgendlichen Ausflug zum Fluss, nicht mal mehr für eine Joggingrunde.

Also kürzte ich mein Morgenritual ab, duschte nur kurz und trank eine Tasse brühend heißen Tee, während ich mir die Haare föhnte. Auch nachdem ich sie mit der Bürste traktiert hatte, standen sie strohblond in alle Richtungen ab. Wie die meisten Hexen hatte ich Schwierigkeiten, meine schulterlangen Strähnen zu zähmen. Sarah schob das auf meine aufgestaute Magie.

Nach dem Zähneputzen schlüpfte ich in eine Jeans, eine frische weiße Bluse und ein schwarzes Jackett. Es war ein vertrautes Ritual, und es war mein gewohntes Outfit, aber beides wirkte heute nicht beruhigend auf mich. Meine Kleider schienen mich zu beengen, und ich fühlte mich unsicher darin. Ich zupfte am Jackett herum, um festzustellen, ob es dann besser saß, aber es war zu einfach geschnitten, als dass man viel davon erwarten durfte.

Als ich in den Spiegel blickte, starrte mich das Gesicht meiner Mutter an. Ich konnte nicht mehr sagen, wann ich ihr so ähnlich geworden war. Irgendwann während der Collegezeit vielleicht? Das erste Mal war es den Leuten aufgefallen, als ich im ersten Studienjahr zu Thanksgiving nach Hause gekommen war. Seither bekam ich es ständig von allen zu hören, die Rebecca Bishop gekannt hatten.

Der heutige Blick in den Spiegel verriet mir auch, dass meiner Haut der Schlafmangel anzusehen war. Gegen die blasse Haut stachen die

Sommersprossen, die ich von meinem Vater geerbt hatte, heraus, und die dunklen Ringe unter meinen Augen ließen sie heller leuchten als sonst. Die Müdigkeit ließ auch meine Nase länger und mein Kinn spitzer wirken. Ich dachte an den perfekten Professor Clairmont und fragte mich, wie *er* wohl nach dem Aufstehen aussah. Wahrscheinlich genauso herausgeputzt wie gestern Abend, vermutete ich – dieses Tier. Ich zog meinem Spiegelbild eine Grimasse.

In der Tür zum Treppenhaus blieb ich stehen und ließ den Blick noch einmal durch mein Apartment schweifen. Irgendetwas ließ mir keine Ruhe – etwas wie eine vergessene Verabredung oder ein Abgabetermin. Ich war dabei, etwas Wichtiges zu übersehen. Eine Art Beklemmung ergriff meinen Magen, presste ihn kurz zusammen und löste sich dann wieder. Nachdem ich meinen Terminkalender und den Briefstapel auf meinem Schreibtisch durchgesehen hatte, schrieb ich das flauere Gefühl als Hunger ab und ging nach unten. Die zukommenden Damen in der Mensa boten mir einen Toast an, als ich vorbeikam. Sie kannten mich noch aus meiner Zeit als Studentin und versuchten mich immer noch mit Apfelkuchen und Vanillesoße zwangszu ernähren, wenn ich gestresst aussah.

Während ich an meinem Toast kauend über die Pflastersteine in der New College Lane klapperte, kam ich allmählich zu der Überzeugung, dass ich die letzte Nacht nur geträumt hatte. Meine Haare strichen über meinen Kragen, und mein Atem dampfte in der kalten Luft. Am Morgen war Oxford im Grunde eine ganz normale Stadt, vor den Collegeküchen warteten Lieferwagen, es roch nach Kaffee und feuchtem Asphalt, und frische Sonnenstrahlen bohrten sich durch den Morgendunst. Es war kein Ort, an dem man Vampire vermutet hätte.

Der Bibliothekspfortner in seiner blauen Jacke prüfte wie üblich umständlich meinen Leseausweis, so als hätte er mich noch nie gesehen oder würde mich insgeheim für einen genialen Bücherdieb halten. Schließlich winkte er mich durch. Nachdem ich das Portemonnaie, den Computer und die Notizen aus meiner Tasche genommen hatte, stellte ich sie in einem der Aufbewahrungsfächer neben der Tür ab, packte die Schreibutensilien in eine der erlaubten durchsichtigen

Plastiktüten und stieg die gewundene Holzterpe in den dritten Stock hinauf.

Der Bibliotheksgeruch machte mir jedes Mal gute Laune – diese ganz eigene Mischung von alten Mauern, Staub, Holzwurm und echtem Hadernpapier. Die Sonne schien durch die Fenster an den Treppenabsätzen, bestrahlte die Staubmotten, die durch die Luft flatterten, und legte helle Lichtbalken auf die uralten Wände. Dort beleuchtete die Sonne die schon angegilbten Ankündigungszettel für die Vorlesungsreihen des letzten Semesters. Die neuen Anschläge waren noch nicht angebracht, dabei waren es nur noch wenige Tage, bis sich die Schleusen wieder öffneten und eine Flut von Studenten in die Stadt strömen würde, um sie aus ihrer Lethargie zu reißen.

Leise summend nickte ich den Büsten von Thomas Bodley und König Charles dem Ersten zu, die den Bogeneingang zum Duke-Humfrey-Lesesaal flankierten, und stieß dann die Schwingtür vor der Ausleihe auf.

»Wir müssen ihn heute im Selden End unterbringen«, meinte der Abteilungsleiter eben angespannt.

Die Bibliothek war erst seit wenigen Minuten geöffnet, und schon standen Mr Johnson und sein Team unter Strom. Ich hatte sie schon mehrmals so aufgelöst gesehen, aber nur, wenn hochrangige Gelehrte erwartet wurden.

»Er hat seine Literaturliste schon eingereicht und wartet unten.« Die mir unbekannte Bibliothekarin von gestern warf mir einen finsternen Blick zu und wuchtete den Bücherstapel in ihren Armen zurecht. »Die hier sind auch für ihn. Er hat sie aus dem Lesesaal der New Bodleian hochschicken lassen.«

Dort wurde die, ostasiatische Literatur aufbewahrt. Das war nicht mein Feld, darum verlor ich augenblicklich das Interesse.

»Bringen Sie ihm die, und sagen Sie ihm, dass wir die übrigen Manuskripte in der nächsten Stunde nach unten bringen werden.« Der Abteilungsleiter klang entnervt und verschwand in seinem Büro.

Sean verdrehte die Augen, als ich an die Ausleihtheke trat. »Hi, Diana. Du willst die Manuskripte, die du dir hast zurücklegen lassen?«

»Danke«, flüsterte ich und dachte genüsslich an den Manuskriptstapel, der auf mich wartete. »Großer Tag, wie?«

»Sieht ganz so aus«, antwortete er trocken und verschwand gleich darauf in dem vergitterten Verschlag, in dem die Manuskripte über Nacht aufbewahrt wurden. Dann kehrte er mit meinen Schätzen zurück. »Bitte sehr. Tischnummer?«

»A4.« Dort saß ich immer, in der abgelegenen Südostecke im Selden End, wo das Licht am angenehmsten war.

Mr Johnson kam auf mich zugerauscht. »Ähm, Dr. Bishop, wir haben Professor Clairmont an A3 gesetzt. Vielleicht möchten Sie heute lieber an A1 oder A6 sitzen.« Er trat nervös vom einen Fuß auf den anderen, schob sich die Brille auf die Nase und blinzelte mich durch die dicken Gläser an.

Ich starte ihn fassungslos an. »Professor *Clairmont*?«

»Genau. Er arbeitet an den Needham-Papieren und bat um einen Tisch mit gutem Licht und viel Platz, auf dem er sich ausbreiten kann.«

»Joseph Needham, dem Historiker, der sich mit chinesischer Wissenschaft befasst hat?« Unter meinem Solarplexus begann das Blut zu brodeln.

»Genau. Er war natürlich auch Biochemiker – daher Professor Clairmonts Interesse«, erklärte Mr Johnson, der mit jeder Sekunde zappeliger wirkte. »Möchten Sie vielleicht an A1 sitzen?«

»Ich nehme lieber A6.« Die Vorstellung, neben einem Vampir zu sitzen, war ausgesprochen beklemmend, selbst wenn uns ein freier Tisch trennte. An Tisch A1 würde ich ihm allerdings gegenüber sitzen, und das war völlig undenkbar. Wie sollte ich mich konzentrieren, wenn ich mich stets fragen musste, was diese unergründlichen Augen wohl sahen? Wären die Tische im mittelalterlichen Flügel nicht so schrecklich unbequem gewesen, hätte ich mich lieber unter eine der Wasserspeierfiguren geflüchtet, die dort die schmalen Fenster bewachten, und mich stattdessen Gillian Chamberlains strengen Blicken ausgesetzt.

»Ach, das ist ja grandios. Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis.« Mr Johnson seufzte erleichtert auf.

Als ich in das Licht im Selden End trat, kniff ich unwillkürlich die

Augen zusammen. Clairmont wirkte ausgeruht und wie aus dem Ei gepellt, und die blasse Haut zeichnete sich heute noch deutlicher gegen die dunklen Haare ab. Heute trug er einen grauen Pullover mit grünem Muster und wieder mit übergroßem Halsausschnitt, sein Kragen stand hinten leicht hoch. Ein verstohlener Blick unter den Tisch ließ eine dunkelgraue Hose, passende Socken und schwarze Schuhe erkennen, die mit Sicherheit mehr kosteten als die gesamte Garderobe eines gewöhnlichen Gelehrten.

Die diffuse Beklemmung meldete sich zurück. Was hatte Clairmont in der Bibliothek zu suchen? Warum war er nicht in seinem Labor?

Ich ging auf den Vampir zu, ohne dass ich mich bemüht hätte, besonders leise zu sein. Clairmont saß schräg vor mir am anderen Ende der Tische und las ungerührt weiter, so als hätte er mich gar nicht gehört. Ich ließ meine Plastiktüte und den Manuskriptstapel auf den mit A5 gekennzeichneten Platz fallen, um die Außengrenze meines Territoriums zu markieren.

Er blickte auf und zog scheinbar überrascht die Brauen hoch. »Dr. Bishop. Guten Morgen.«

»Professor Clairmont.« Mir dämmerte, dass er wahrscheinlich alles mitgehört hatte, was an der Ausleihtheke gesprochen worden war. Schließlich verfügte er über das Gehör einer Fledermaus. Ich weigerte mich, ihm in die Augen zu sehen, und zog stattdessen einen Gegenstand nach dem anderen aus meiner Tüte, bis ich zwischen mir und dem Vampir einen kleinen Verteidigungswall aus Schreibwaren errichtet hatte. Clairmont schaute mir zu, bis mir das Material ausging, dann senkte er konzentriert die Brauen und las weiter.

Ich holte das Netzkabel für meinen Computer heraus und krabbelte unter den Tisch, um es einzustecken. Als ich wieder auftauchte, las er immer noch, musste sich aber Mühe geben, nicht zu lächeln.

»Dabei würdest du dich am Nordende bestimmt viel wohler fühlen«, grummelte ich vor mich hin, während ich nach meiner Manuskriptliste suchte.

Clairmont sah auf, die weiten Pupillen ließen seine Augen plötzlich dunkel aussehen. »Störe ich Sie vielleicht, Dr. Bishop?«

»Natürlich nicht«, sagte ich hastig und merkte, wie sich unter dem heftigen, scharfen Nelkenaroma, das seine Worte begleitete, meine Kehle zusammenzog. »Es überrascht mich nur, dass Sie einen Platz im Sonnenlicht vorziehen.«

»Sie glauben doch nicht alles, was Sie lesen, oder?« Wieder hob sich eine dicke schwarze Braue zu einem angedeuteten Fragezeichen.

»Wenn Sie damit meinen, ob ich glaube, dass Sie in Flammen aufgehen, sobald ein Sonnenstrahl Sie trifft, lautet die Antwort nein.« Vampire verbrannten nicht im Sonnenlicht, und sie hatten auch keine Fangzähne. Beides waren menschliche Mythen. »Aber mir ist auch noch nie ... *jemand wie Sie* begegnet, der gern Sonnenbäder genommen hätte.«

Clairmont bewegte keinen Muskel, doch ich hätte schwören können, dass er ein Lachen unterdrückte. »Wieviel Umgang hatten Sie denn schon mit jemandem wie mir, Dr. Bishop?«

Woher wusste er, dass ich noch nicht viele Erfahrungen mit Vampiren gesammelt hatte? Vampire verfügten über übermenschlich scharfe Sinne und enorme Kräfte – aber sie hatten keine übernatürlichen Fähigkeiten wie Gedankenlesen oder Hellseherei. Diese waren den Hexen vorbehalten oder zeigten sich höchstens ganz selten einmal bei einem Dämon. Dies war die natürliche Ordnung, hatte mir meine Tante erklärt, als ich noch ein Kind gewesen war und nicht schlafen konnte, weil ich Angst hatte, dass mir ein Vampir die Gedanken stehlen und damit aus dem Fenster fliegen könnte.

Ich studierte ihn genauer. »Irgendwie, Professor Clairmont, habe ich das Gefühl, dass mir nicht einmal noch so lange Erfahrung verraten würde, was mich wirklich interessiert.«

»Wenn ich kann, werde ich Ihre Frage liebend gern beantworten.« Er schloss sein Buch und legte es auf dem Lesetisch ab. Dann sah er mich mit dem geduldigen Ausdruck eines Lehrers an, der einer aufmüpfigen und nicht besonders intelligenten Schülerin zuhört.

»Was wollen Sie eigentlich hier?«

Clairmont lehnte sich zurück und ließ die Hände auf die Armlehnen seines Stuhles sinken. »Ich will Dr. Needhams Schriften durchge-

hen, um festzustellen, wie sich seine Vorstellungen zur Morphogenese fortentwickelt haben.«

»Morphogenese?«

»Jene Veränderungen in der embryonalen Zelle, die zu einer Differenzierung führen ...«

»Ich weiß, was Morphogenese ist, Professor Clairmont. Danach habe ich nicht gefragt.«

Sein Mund zuckte. Ich verschränkte abweisend die Arme vor der Brust.

»Ich verstehe.« Er legte die Spitzen seiner langen Finger aufeinander und ließ dabei die Ellbogen auf den Armlehnen ruhen. »Ich kam gestern Abend in Bodleys Bibliothek, um einige Manuskripte anzufordern. Als ich hier war, beschloss ich, mich ein wenig umzusehen – ich weiß gern über meine Umgebung Bescheid und bin nicht oft hier, müssen Sie wissen. Dann sah ich Sie auf der Galerie stehen. Und natürlich hat mich das, was ich danach zu sehen bekam, einigermaßen überrascht.« Seine Mundwinkel zuckten schon wieder.

Ich errötete bei der Erinnerung, wie ich Magie eingesetzt hatte, nur um ein Buch aus dem Regal zu holen. Und ich bemühte mich, wenn auch mit wenig Erfolg, mich nicht von der altmodischen Bezeichnung »Bodleys Bibliothek« bezaubern zu lassen.

*Vorsichtig, Diana, warnte ich mich. Er versucht dich zu umgarnen.*

»Sie wollen mir also erzählen, wir hätten es hier lediglich mit einer Folge von kuriosen Zufällen zu tun, die darin gipfeln, dass ein Vampir und eine Hexe im selben Raum sitzen und wie ganz gewöhnliche Bibliotheksbesucher Manuskripte studieren?«

»Ich glaube nicht, dass mich jemand für gewöhnlich halten könnte, meinen Sie nicht auch?« Clairmonts ohnehin leise Stimme senkte sich zu einem ironischen Flüstern, und er beugte sich vor. Seine bleiche Haut kam ins Licht und schien dabei aufzuglühen. »Aber ansonsten, ja. Es handelt sich lediglich um eine Folge von leicht zu erklärenden Zufällen.«

»Ich dachte, Wissenschaftler glauben nicht mehr an Zufälle.«

Er lachte leise. »Irgendwer muss schließlich daran glauben.«

Clairmont starrte mich weiter an, was extrem nervenaufreibend war. Die neue Bibliothekarin rollte das uralte hölzerne Bibliothekswägelchen mit mehreren akkurat ausgerichteten Manuskriptkartons an den Ellbogen des Vampirs.

Der Vampir riss den Blick von mir los. »Vielen Dank, Valerie. Ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen.«

»Natürlich, Professor Clairmont.« Valerie starrte verzückt in seine Augen und lief zartrosa an. Der Vampir hatte sie mit einem schlichten Dankeschön um den Finger gewickelt. Ich schnaubte. »Bitte sagen Sie Bescheid, wenn Sie noch etwas benötigen«, flötete sie und kehrte in ihren Kaninchenbau am Eingang zurück.

Clairmont griff nach dem ersten Karton, löste mit langen Fingern die Schnur und sah mich über den Lesetisch hinweg an. »Ich will Sie nicht von Ihrer Arbeit abhalten.«

Matthew Clairmont hatte die Oberhand behalten. Ich hatte oft genug mit ranghöheren Kollegen zu tun gehabt, um die Zeichen deuten zu können, und wusste daher, dass jede Erwiderung alles nur noch verschlimmern würde. Ich klappte meinen Computer auf, drückte energischer, als nötig gewesen wäre, die Starttaste und beugte mich über mein erstes Manuskript. Nachdem ich den Karton aufgeschnürt hatte, legte ich den in Leder gebundenen Band in die Halterung auf meinem Tisch.

Während der nächsten anderthalb Stunden las ich die ersten Seiten mindestens dreißigmal. Ich begann ganz oben bei den vertrauten Zeilen jenes angeblich von George Ripley stammenden Gedichtes, das versprach, die Geheimnisse des Steines der Weisen zu lüften. Nach den Überraschungen, die dieser Morgen mit sich gebracht hatte, erschienen mir die Beschreibungen im Gedicht, wie der Grüne Löwe zu erschaffen sei und der Schwarze Drache und wie aus verschiedenen chemischen Zutaten ein mystisches Blut zusammenzurühren sei, noch unverständlicher als sonst.

Im Gegensatz zu mir bewältigte Clairmont bergeweise Arbeit und bedeckte Seite um Seite seines cremefarbenen Papiers mit blitzschnellen Schwüngen seines Füllfederhalters, einem *Montblanc-Meisterstück*.



Ab und an blätterte er so laut raschelnd um, dass ich mit zusammengebissenen Zähnen von vorn anfangen musste.

Gelegentlich schwebte Mr. Johnson durch den Raum und stellte sicher, dass niemand seine Bücher beschmierte. Der Vampir schrieb weiter wie besessen. Ich fixierte beide wutentbrannt.

Um zehn Uhr fünfundvierzig spürte ich ein vertrautes Kribbeln, als Gillian Chamberlain ins Selden End gerauscht kam. Sie steuerte direkt auf mich zu – zweifellos, um mir zu erzählen, wie blendend sie sich auf der gestrigen Mabon-Feier unterhalten hatte. Dann sah sie den Vampir und ließ ihre Plastiktüte mit Stiften und Papieren fallen. Er blickte auf und starrte sie an, bis sie in den Mittelalterflügel davonhuschte.

Um elf Uhr zehn spürte ich den heimtückischen Druck eines Kusses im Genick. Es war der verwirrte, koffeinsüchtige Dämon aus der Musikbibliothek. Er wirbelte zwei weiße Plastikohrhörer um den Zeigefinger und ließ sie durch die Luft kreiseln. Dann nickte der Dämon Matthew zu und setzte sich an einen der Computer in der Mitte des Raumes. Am Bildschirm klebte ein Zettel: *AUSSER BETRIEB, REPARATUR VERANLASST*. Dort blieb er während der nächsten Stunden sitzen, wobei er in regelmäßigen Abständen über seine Schulter und danach an die Decke starrte, so als versuche er herauszufinden, wo er war und wie er dorthin gelangt sein mochte.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder George Ripley zu, obwohl ich Clairmonts Eisblick auf meinem Scheitel spürte.

Um elf Uhr vierzig erblühten erneut eisige Flecken zwischen meinen Schulterblättern.

Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Sarah behauptete immer, eines von zehn menschlich aussehenden Wesen sei kein Mensch, doch heute Morgen waren fünfmal so viele nicht-menschliche Geschöpfe wie Menschen im Duke-Humfrey-Lesesaal. Woher waren sie alle gekommen?

Ich sprang auf, wirbelte herum und erschreckte dabei einen pausbäckigen Vampir mit Tonsur, der einen Stapel mittelalterlicher Messbücher vor sich her trug und sich gerade auf einen Stuhl sinken lassen wollte, der entschieden zu fragil für ihn war. Dass ihm so plötzlich

so viel unerwünschte Aufmerksamkeit zuteilwurde, ließ ihn kurz aufquietschen. Dann sah er Clairmont und wurde noch bleicher, als ich es bei einem Vampir für möglich gehalten hätte. Unter einer verlegenen Verbeugung floh er zurück in die dunklen Eingeweide der Bibliothek.

Im Verlauf des Nachmittags tauchten – neben einigen Menschen – drei weitere Geschöpfe im Selden End auf.

Zwei mir unbekannt weibliche Vampire, dem Anschein nach Schwestern, schwebten an Clairmont vorbei und blieben vor den Regalen mit den lokalhistorischen Titeln stehen, zogen ein paar Bände über die frühzeitliche Besiedlung von Bedfordshire und Dorset heraus und kritzelten danach abwechselnd Unmengen von Notizen auf ein einzelnes Blatt Papier. Eine von beiden flüsterte etwas, und Clairmonts Kopf zuckte so schnell herum, dass der Hals jedes anderen Wesens dabei abgeknickt wäre. Er stieß ein leises Zischen aus, bei dem sich meine Nackenhaare aufstellten. Die beiden sahen sich kurz an und zogen so leise ab, wie sie gekommen waren.

Das dritte Geschöpf war ein älterer Mann, der sich genau in einen Sonnenstrahl stellte und verzückt auf die Bleiglasfenster schaute, bevor er sich zu mir umdrehte. Er trug die traditionelle Akademikeruniform – ein braunes Tweedsakko mit Wildlederflicken an den Ellbogen, dazu eine Cordhose in einem nicht wirklich passenden Grün und ein Baumwollhemd mit geknöpftem Kragen und Tintenflecken an der Hemdtasche –, und ich wollte ihn schon als ganz gewöhnlichen Oxford-Gelehrten abtun, als mir das Kribbeln auf meiner Haut verriet, dass er ein Hexer war. Doch nachdem ich ihn nicht kannte, konzentrierte ich mich wieder auf mein Manuskript.

Ein leichter Druck im Hinterkopf machte es mir allerdings unmöglich, weiterzulesen. Der Druck breitete sich bis zu den Ohren aus und wurde dabei immer intensiver, bis er sich schließlich um meine Stirn schlang und sich mein Magen in panischer Angst verkrampfte. Das war kein stummer Gruß mehr, das war schon eine Drohung. Aber warum sollte mich eine andere Hexe bedrohen?

Der Hexer kam scheinbar lässig auf meinen Tisch zugeschlendert. Als er sich näherte, begann eine Stimme in meinem inzwischen pulsie-

renden Schädel zu flüstern. Sie war zu leise, als dass ich wirklich verstanden hätte, was sie sagte. Ich war jedoch sicher, dass sie von diesem Hexer stammte, aber wer in aller Welt war das?

Ich merke, dass ich flacher atmete. *Scher dich verflucht noch mal aus meinem Kopf*, wehrte ich mich entschieden, wenn auch lautlos, und legte dabei die Hand an die Stirn.

Clairmont bewegte sich so schnell, dass ich gar nicht sah, wie er hinter seinem Tisch hervorkam. Im nächsten Augenblick stand er neben mir und hatte eine Hand auf die Rückenlehne meines Stuhles, die andere auf die Tischplatte gestützt. Seine breiten Schultern schirmten mich ab wie die Schwingen eines Falken, der seine Beute für sich behalten will.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er.

»Es geht mir gut«, erwiderte ich wacklig und vollkommen entgeistert, dass mich ein Vampir vor einer anderen Hexe beschützen musste.

In der Galerie über uns renkte sich eine Leserin fast den Hals aus, um zu erkennen, was hier unten los war. Zwei Hexen und ein Vampir waren für einen Menschen unmöglich zu übersehen.

»Lassen Sie mich in Ruhe. Die Menschen haben uns bemerkt«, zischte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Clairmont richtete sich zu seiner vollen Größe auf, wandte dem Hexer aber weiterhin den Rücken zu.

»Verzeihung, mein Fehler«, hörte ich den Hexer hinter Clairmonts Rücken murmeln. »Ich dachte, dieser Tisch sei frei. Verzeihung.« Leise Schritte verhallten in der Ferne, und der Druck auf meinem Kopf löste sich wieder.

Ich spürte eine leichte Brise, als die kalte Hand des Vampirs nach meiner Schulter fassen wollte, innehielt und sich wieder auf die Stuhllehne senkte. Clairmont beugte sich vor. »Sie sehen blass aus«, bemerkte er leise mit tiefer Stimme. »Soll ich Sie vielleicht nach Hause bringen?«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf und hoffte, dass er auf seinen Platz zurückkehren würde. Die menschliche Leserin auf der Galerie behielt uns argwöhnisch im Auge.

»Dr. Bishop, ich glaube, es wäre wirklich besser, wenn ich Sie nach Hause bringen würde.«

»Nein!« Meine Stimme war lauter als beabsichtigt. Ich senkte sie zu einem Flüstern. »Ich lasse mich nicht aus dieser Bibliothek vertreiben – weder von Ihnen noch von irgendwem sonst.«

Clairmonts Gesicht war meinem beklemmend nahe. Er atmete tief ein, und wieder wehte mir der überwältigende Duft von Zimt und Nelken entgegen. Offenbar überzeugte ihn mein Blick, dass ich es ernst meinte, denn er richtete sich auf. Sein Mund wurde zu einer strengen Linie, und er kehrte an seinen Platz zurück.

Den Rest des Nachmittags verbrachten wir in einem angespannten Waffenstillstand. Ich bemühte mich, bei meiner Lektüre endlich über die zweite Seite meines ersten Manuskriptes hinwegzukommen, und Clairmont ackerte sich mit der Konzentration eines Richters in einem komplizierten Mordfall durch seine Papiere und eng beschriebenen Notizbücher.

Um drei waren meine Nerven so zerschissen, dass ich mich nicht länger konzentrieren konnte. Der Tag war verloren.

Ich sammelte meine verstreuten Habseligkeiten ein und schob das Manuskript in den Karton zurück.

Clairmont sah auf. »Sie gehen schon, Dr. Bishop?« Er klang mitfühlend, aber seine Augen funkelten.

»Ja«, fauchte ich ihn an.

Seine Miene blieb absolut ausdruckslos.

Alle Geschöpfe in der Bibliothek sahen mir hinterher, als ich ging – der bedrohliche Hexer, Gillian, der Vampirmönch, sogar der Dämon. Die Nachmittagskraft an der Ausleitheke kannte ich nicht, weil ich noch nie um diese Zeit heimgegangen war. Mr Johnson schob seinen Stuhl ein paar Zentimeter zurück, erkannte mich und sah überrascht auf die Uhr.

Im Hof sog ich tief die frische Luft ein. Frische Luft allein würde allerdings nicht genügen, um diesen Tag noch zum Besseren zu wenden.

Fünfzehn Minuten später steckte ich in einer eng anliegenden,

wadenlangen Hose, die sich in sechs Richtungen dehnen ließ, außerdem einem verblichenen Trägerhemd des *New College Boat Clubs* und einem Fleecepullover. Ich schnürte meine Turnschuhe und brach im Laufschrift auf zum Fluss.

Als ich dort ankam, hatte sich die Anspannung schon fast gelöst. Als »Adrenalinvergiftung« hatte einer meiner Ärzte diese Angstanfälle bezeichnet, die mich seit meiner Kindheit plagten. Die Ärzte erklärten sie damit, dass mein Körper aus unerfindlichen Gründen anzunehmen schien, er würde ständig in Gefahr schweben. Einer der Spezialisten, die meine Tante konsultiert hatte, hatte ihr ernsthaft erklärt, dass es sich dabei um ein biochemisches Überbleibsel aus uralten Jäger- und Sammlerzeiten handelte. Es würde mir besser gehen, sobald ich mein Blut vom Adrenalin befreite, und zwar indem ich rannte, so wie ein Steinbock vor einem Löwen davonrennt.

Dummerweise war ich als Kind mit meinen Eltern in der Serengeti gewesen und hatte eine solche Verfolgungsjagd beobachtet. Der Steinbock hatte verloren. Das Erlebnis hatte mich tief beeindruckt.

Seither hatte ich Medikation und Meditation probiert, doch am besten ließ sich die Panik tatsächlich mit körperlicher Aktivität in Schach halten. In Oxford ging ich lieber am Morgen rudern, bevor die Collegeteams den schmalen Fluss in eine Hauptverkehrsstraße verwandelten. Aber da das Semester noch nicht wieder angefangen hatte, würde der Fluss heute auch am Nachmittag frei sein.

Meine Füße stampften über den mit Splitt bestreuten Pfad zu den Bootshäusern. Ich winkte Pete zu, dem Bootsmann, der mit ein paar Schraubenschlüsseln und Dosen voller Schmierfett vorbeitigerte und das zu reparieren versuchte, was die Anfänger bei ihrem Training aufgearbeitet hatten. Am siebten Bootshaus blieb ich stehen und beugte mich vornüber, bis das Seitenstechen nachgelassen hatte, dann zog ich den Schlüssel vom Dach der Laterne vor der Bootshaustür.

Drinne begrüßten mich Halterungen voller weiß-gelber Boote. Es gab große Achter für die erste Mannschaft, etwas schmalere Boote für die Frauen und dazu andere Boote verschiedener Größe und Qualität. Am Bug eines funkelneuen, noch nicht fertig ausgerüste-

ten Bootes hing ein mahndendes Schild: NIEMAND DARF OHNE ER-LAUBNIS DES NCBC-PRÄSIDENTEN DIE FRAU DES FRANZÖSISCHEN LEUTNANTS AUS DIESEM HAUS ENTFERNEN. Der Bootsname war in viktorianischen Schnörkeln auf dem Lack angebracht worden, eine Hommage an den Absolventen des New College, der diese Figur erschaffen hatte.

Ganz hinten ruhte ein gertenschlankes Boot mit knapp dreißig Zenti-metern Breite und einer Länge von über acht Metern in einem hüft-hoch montierten Schlingensatz. *Gott segne Pete*, dachte ich. Er hatte es sich angewöhnt, das Skiff weit unten aufzuhängen. Ein Zettel auf dem Sitz verkündete: *Collegetraining nächsten Montag. Boot kommt zurück aufs Gestell.*

Ich schlüpfte aus den Turnschuhen, suchte mir aus dem Stapel neben der Tür zwei Skulls mit geschwungenen Ruderblättern heraus und trug sie zum Anlegesteg. Dann ging ich das Boot holen.

Ich ließ das Skiff vorsichtig ins Wasser gleiten und stellte einen Fuß auf den Sitz, damit es nicht abtrieb, während ich die Skulls in die Dol-len fädelte. Beide Skulls in einer Hand haltend wie überdimensionale Esstübchen, ließ ich mich vorsichtig ins Boot sinken und stieß mich dann mit der Linken vom Steg ab. Das Skiff trieb hinaus auf den Fluss.

Rudern war für mich inzwischen eine Art Religion, ein festgefü-gter Rahmen von Ritualen und Bewegungen. Die Rituale begannen in dem Moment, in dem ich die Ausrüstung in die Hand bekam, aber der wahre Zauber ergab sich aus der Kombination von Präzision, Rhyth-mus und Kraft, die man zum Rudern braucht. Seit meinen Tagen als junge Studentin hatte mir das Rudern ein unvergleichliches Gefühl von innerem Frieden verschafft.

Die Ruderblätter tunkten ins Wasser und flogen über die Ober-fläche. Ich zog das Tempo an, verstärkte gleichzeitig jeden Schlag durch meine Beinarbeit und spürte das Wasser, wenn mein Skull zu-rückflog und wieder unter die Wellen tauchte. Der Wind schnitt bei jedem Ruderschlag kalt und scharf durch meine Kleidung.

Meine Bewegungen verschmolzen zu einer nahtlosen Abfolge, bis

ich das Gefühl hatte zu fliegen. Während dieser seligen Momente war ich losgelöst von Zeit und Raum und nur noch ein schwereloser Körper auf einem dahinziehenden Fluss. Mein schlankes kleines Skiff schoss dahin, und ich war eins mit dem Boot und den Skulls. Ich schloss die Augen und lächelte, während die Ereignisse des Tages mit jedem Ruderschlag an Bedeutung verloren.

Der Himmel verdunkelte sich hinter meinen geschlossenen Lidern, und das Dröhnen des Verkehrs verriet mir, dass ich soeben die Donnington Bridge unterquert hatte. Als ich auf der anderen Seite wieder in die Sonne kam, öffnete ich die Augen – und spürte die kalte Berührung eines Vampirblicks auf meinem Brustbein.

Eine Gestalt stand auf der Brücke, in einem langen Mantel, der um ihre Knie flatterte. Auch wenn ich das Gesicht nicht erkennen konnte, schloss ich aus der beträchtlichen Größe und den breiten Schultern des Vampirs darauf, dass es Matthew Clairmont war. Schon wieder.

Ich fluchte und hätte beinahe einen Skull verloren. Ich befand mich kurz vor dem Anlegesteg des *City of Oxford Rowing Club*. Während ich noch über seine Anwesenheit nachgrübelte, sah ich eine schlanke Frau in einem Overall voller Farbflecken auf dem Anlegesteg stehen. Sie rauchte eine Zigarette und sprach in ein Handy.

So etwas bekam man vor dem Bootshaus des *City of Oxford* nicht oft zu sehen.

Sie schaute auf, und ihr Blick drückte sich in meine Haut. Eine Dämonin. Sie verzog den Mund zu einem Wolfslächeln und sagte etwas ins Telefon.

Da stimmte irgendwas nicht. Erst Clairmont und jetzt ein Sammelstadium an Kreaturen, sobald er sich irgendwo zeigte?

Ich schaffte es den Fluss hinab, doch mein innerer Frieden hatte sich in Luft aufgelöst. Als ich das Boot vor der Isis Tavern wendete, sah ich Clairmont neben einem der Tische des Pubs stehen. Er war – zu Fuß – schneller von der Donnington Bridge aus dorthin gekommen, als ich in einem Rennskiff.

Ich bremste kraftvoll mit beiden Skulls ab, hob sie dann eine Armlänge aus dem Wasser wie die Flügel eines Riesenvogels und ließ

das Boot an den baufälligen Anlegesteg der Taverne gleiten. Bis ich herausgeklettert war, hatte Clairmont bereits die etwa zehn Meter breite Rasenfläche zwischen uns überquert. Unter seinem Gewicht senkte sich der Ponton ein wenig ab, und das Boot kam ins Schaukeln.

»Was soll das, verflucht noch mal, werden?«, sagte ich etwas zu laut, nachdem ich vom Rand weggetreten war und mich auf den rauen Planken vor dem Vampir aufgebaut hatte. Ich atmete schwer nach der Anstrengung, und meine Wangen waren gerötet. »*Verfolgen* Sie mich mit Ihren Freunden?«

Clairmont legte die Stirn in Falten. »Das sind nicht meine Freunde, Dr. Bishop.«

»Ach nein? So viele Vampire, Hexen und Dämonen auf einem Haufen habe ich das letzte Mal gesehen, als ich dreizehn war und mich meine Tanten auf ein heidnisches Sommerfestival geschleift haben. Wenn diese Leute nicht mit Ihnen befreundet sind, warum hängen sie dann ständig in Ihrer Nähe herum?« Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn und schob mir dabei die nassen Haare aus dem Gesicht.

»Gute Güte«, murmelte der Vampir ungläubig. »Die Gerüchte stimmen also.«

»Welche Gerüchte?«, fragte ich ungeduldig.

»Sie glauben, diese ... *Dinger* möchten Zeit mit mir verbringen?« Clairmonts Stimme triefte vor Verachtung und klang gleichzeitig überrascht. »Unglaublich.«

Ich zerrte den Fleecepullover über meine Schultern und danach über meinen Kopf. Clairmonts Blick zuckte zu meinem Schlüsselbein hinunter und dann über meine nackten Arme bis zu den Fingerspitzen. Plötzlich kam ich mir in meinem Ruderanzug ungewohnt nackt vor.

»Ja«, fuhr ich ihn an. »Ich habe früher in Oxford gewohnt. Ich komme jedes Jahr her. Das Einzige, was diesmal anders ist als sonst, sind *Sie*. Seit Sie gestern Abend aufgetaucht sind, wurde ich von meinem Platz in der Bibliothek vertrieben, von merkwürdigen Vampiren



und Dämonen angestarrt und von einem mir unbekanntem Hexer bedroht.«

Clairmont hob ansatzweise die Arme, als wollte er mich an den Schultern packen und schütteln. Obwohl ich mit knapp einem Meter siebzig bestimmt nicht klein bin, war er so groß, dass ich den Kopf in den Nacken legen musste, um ihm in die Augen sehen zu können. Schlagartig wurde mir bewusst, wie groß und kräftig er verglichen mit mir war. Ich trat mit verschränkten Armen zurück und setzte meine professionelle Maske auf.

»Diese Geschöpfe interessieren sich nicht für mich, Dr. Bishop. Sondern für *Sie*.«

»Warum? Was könnten sie von mir wollen?«

»Wissen Sie wirklich nicht, warum jeder Dämon, jede Hexe und jeder Vampir südlich von Birmingham Sie verfolgt?« Aus seiner Stimme schlug mir blanker Unglaube entgegen, er staunte mich an, als hätte er mich noch nie gesehen.

»Nein«, sagte ich, den Blick auf zwei Männer gerichtet, die an einem Tisch in unserer Nähe bei einem Nachmittagsbier saßen. Zum Glück waren sie in ihr eigenes Gespräch vertieft. »Seit ich in Oxford bin, habe ich lediglich alte Manuskripte studiert, täglich ein paar Bahnen auf dem Fluss gezogen, mich auf meine Konferenz vorbereitet und mich ansonsten in meinem Zimmer aufgehalten. Mehr tue ich hier nicht. Kein Wesen hätte einen Grund, mir so viel Aufmerksamkeit zu schenken.«

»Denken Sie nach, Diana.« Clairmont sah mich eindringlich an. Etwas anderes als Angst überlief meine Haut, als er mich so vertraulich ansprach. »Was haben Sie gelesen?«

Die Lider senkten sich über seine unbeschreiblichen Augen, aber da hatte ich schon das leidenschaftliche Leuchten darin gesehen.

Meine Tanten hatten mich gewarnt, dass Matthew Clairmont etwas von mir wollte. Sie hatten recht behalten.

Er fixierte mich erneut mit seinen unbeschreiblichen, grau umränderten schwarzen Augen. »Diese Geschöpfe verfolgen Sie, weil sie glauben, dass Sie etwas wiedergefunden haben, was vor vielen Jahren

verloren ging«, erklärte er mir zögernd. »Sie wollen es zurückhaben, und sie glauben, dass Sie es beschaffen können.«

Ich rief mir die Manuskripte ins Gedächtnis, die ich in den letzten Tagen studiert hatte. Das Herz rutschte mir in die Hose. Es gab nur einen Kandidaten für so viel Aufmerksamkeit.

»Woher wollen Sie wissen, was diese Wesen suchen, wenn Sie nicht mit ihnen befreundet sind?«

»Ich höre so manches, Dr. Bishop. Ich habe ein exzellentes Gehör«, erklärte er geduldig und mit der für ihn typischen Förmlichkeit. »Zudem bin ich ein recht guter Beobachter. Bei einem Konzert am Sonntagabend hörte ich, wie sich zwei Hexen über eine Amerikanerin – ebenfalls eine Hexe – unterhielten, die in Bodleys Bibliothek ein als verschollen geltendes Buch gefunden habe. Seither sind mir in Oxford zahllose neue Gesichter begegnet, und das bereitet mir Unbehagen.«

»Wir feiern Mabon. Das erklärt, warum so viele Hexen in Oxford sind.« Ich versuchte, seinen nachsichtigen Tonfall zu imitieren, obwohl er meine letzte Frage nicht beantwortet hatte.

Clairmont schüttelte unter einem sarkastischen Lächeln den Kopf. »Nein, es geht ihnen nicht um die Tagundnachtgleiche. Sondern um das Manuskript.«

»Was wissen Sie über *Ashmole 782*?«, fragte ich leise.

»Weniger als Sie.« Clairmonts Augen verengten sich zu Schlitzeln. Dadurch sah er noch mehr wie ein riesiges, todbringendes Raubtier aus. »Ich habe es nie gesehen. Sie haben es in Händen gehalten. Wo ist es jetzt, Dr. Bishop? Sie waren doch nicht so töricht, es in Ihrem Zimmer zu lassen?«

Ich war fassungslos. »Sie glauben, ich hätte es *gestohlen*? Aus der Bibliothek? Wie können Sie es wagen, so etwas anzudeuten?«

»Am Montagabend hatten Sie es nicht«, sagte er. »Und heute lag es nicht auf Ihrem Lesetisch.«

»Sie sind *wirklich* ein guter Beobachter«, bemerkte ich scharf, »wenn Sie all das von Ihrem Platz aus erkennen konnten. Wenn Sie es unbedingt wissen müssen, ich habe das Manuskript am Freitag zurückgegeben.« Erst jetzt ging mir auf, dass er vielleicht meinen Lesetisch durch-

sucht hatte. »Was ist an dem Manuskript so Besonderes, dass Sie dafür in der Arbeit eines Kollegen wühlen?«

Er verzog kurz das Gesicht, aber mein Triumphgefühl, ihn bei etwas so Ungehörigem ertappt zu haben, wich sofort der beklemmenden Erkenntnis, dass dieser Vampir mir offenbar tatsächlich wie ein Schatten folgte.

»Schlichte Neugier.« Er bleckte die Zähne. Sarah hatte mir nichts Falsches erzählt – Vampire haben keine Fangzähne.

»Sie erwarten doch hoffentlich nicht, dass ich das glaube.«

»Es ist mir gleich, was Sie glauben, Dr. Bishop. Aber Sie sollten auf der Hut sein. Diese Geschöpfe meinen es ernst. Und wenn sie erst begriffen haben, was für eine außergewöhnliche Hexe Sie sind ...« Clairmont schüttelte den Kopf.

»Wie meinen Sie das?« Mir sackte das Blut aus dem Kopf, und mir wurde schwindlig.

»Man trifft heutzutage nur noch selten Hexen mit so viel ... Potenzial.« Clairmont senkte die Stimme zu einem Schnurren, das tief in seiner Kehle vibrierte. »Nicht jeder kann das sehen – noch nicht –, aber ich schon. Es leuchtet aus Ihnen, wenn Sie sich konzentrieren. Übrigens auch, wenn Sie wütend sind. Bestimmt werden die Dämonen in der Bibliothek das ebenfalls bald spüren, wenn es nicht schon zu spät ist.«

»Ich danke Ihnen für die Warnung. Aber ich brauche Ihre Hilfe nicht.« Ich wollte mich von ihm wegrehen, doch seine Hand schoss vor und packte mich am Oberarm, um mich aufzuhalten.

»Seien Sie sich da nicht zu sicher. Seien Sie auf der Hut. Bitte.« Clairmont zögerte, und die perfekten Linien seines Gesichtes gerieten für einen Moment in Unordnung, bis er sich zu einer Entscheidung durchgerungen hatte. »Vor allem, wenn Sie diesen Hexer wiedersehen.«

Ich starrte unverwandt auf die Hand an meinem Arm. Clairmont ließ mich los. Seine Lider senkten sich und schirmten seinen Blick ab.

Langsam und mit kraftvollen Zügen ruderte ich zum Bootshaus zurück, doch die rhythmischen Bewegungen konnten mein Unbehagen

und meine Verwirrung nicht vertreiben. Immer wieder meinte ich einen grauen Schatten auf dem Fußweg neben dem Fluss zu sehen, aber das Aufregendste, was ich erkennen konnte, waren ein paar Radfahrer auf dem Heimweg und ein ganz gewöhnlicher Mensch, der seinen Hund ausführte.

Nachdem ich die Ausrüstung verstaut und das Bootshaus abgeschlossen hatte, joggte ich langsam am Fluss entlang nach Hause.

Matthew Clairmont stand am anderen Flussufer vor dem Bootshaus des *Oxford University Boat Club*.

Ich begann zu rennen, und als ich mich nach ihm umdrehte, war er nicht mehr zu sehen.

Nach dem Abendessen setzte ich mich auf das Sofa vor dem kalten Kamin im Wohnzimmer und schaltete mein Notebook ein. Warum sollte sich ein Wissenschaftler von Clairmonts Kaliber so sehr für ein alchemistisches Manuskript interessieren – selbst wenn es mit einem Zauber belegt war –, dass er sich den ganzen Tag zu einer Hexe in die Bibliothek hockte und alte Notizen über die Morphogenese studierte? Seine Visitenkarte steckte in einem Seitenfach meiner Handtasche. Ich fischte sie heraus und lehnte sie gegen den Bildschirm.

Im Internet entdeckte ich unter einem Link zu einer Theateraufführung, die nichts mit ihm zu tun hatte, sowie den unvermeidlichen Verweisen auf die verschiedenen sozialen Netzwerke eine ganze Liste von biographischen Einträgen, die mehr versprachen: die Website seiner Fakultät, ein Wikipedia-Artikel, ein paar Links zu den Mitgliedern der Royal Society.

Ich klickte die Website der Fakultät an und schnaubte. Matthew Clairmont gehörte zu jenen Fakultätsmitgliedern, die keine Informationen ins Netz stellten – nicht einmal solche akademischer Natur. Auf der Website der Yale University konnte man die Kontaktinformationen und die komplette Vita von praktisch jedem Mitglied der Fakultät einsehen. In Oxford dagegen schien man eindeutig ein anderes Verständnis von Privatsphäre zu pflegen. Kein Wunder, dass ein Vampir gern hier forschte.

Unter Clairmonts Namen gab es keinen Verweis auf das Krankenhaus, das er auf seiner Karte aufgeführt hatte. Ich tippte »John Radcliffe Neurosciences« in das Suchfeld ein und wurde von dort aus zu einem Überblick über die Angebote der Abteilung weitergeleitet. Allerdings wurde keiner der Mediziner namentlich erwähnt, es folgte le-

diglich eine lange Liste der verschiedenen Forschungsgebiete. Ich klickte mich systematisch durch alle Einträge, bis ich seinen Namen schließlich auf einer Seite entdeckte, die dem Frontallappen gewidmet war, allerdings ohne dass dort mehr über ihn zu erfahren gewesen wäre.

Der Wikipedia-Artikel half mir kein Stück weiter, die Seite der Royal Society brachten genauso wenig. Alles, was auf diesen Seiten auch nur halbwegs nützliche Hintergrundinformationen versprach, lag hinter einer Mauer von Passwörtern verborgen. Auch als ich mir auszudenken versuchte, wie Clairmonts Username und sein Passwort lauten könnten, hatte ich kein Glück, und nach dem sechsten Fehlversuch wurde mir der Zugriff komplett verweigert.

Frustriert gab ich den Namen des Vampirs in eine Suchmaschine für wissenschaftliche Artikel ein.

»Ja.« Zufrieden lehnte ich mich zurück.

Matthew Clairmont mochte im Internet nicht allzu präsent sein, dafür war er in der Fachliteratur umso aktiver. Nachdem ich durch einen Mausklick die Ergebnisse nach Aktualität sortiert hatte, bekam ich einen Schnapsschuss seiner intellektuellen Biografie geliefert.

Mein aufflammendes Triumphgefühl erlosch sofort wieder. Er hatte nicht eine intellektuelle Biografie. Sondern vier.

Die erste begann mit dem Gehirn. Vieles davon ging über meinen Horizont, aber offenbar hatte sich Clairmont gleichzeitig als Wissenschaftler und Mediziner einen Namen gemacht, indem er erforscht hatte, wie der Frontallappen Bedürfnisse und Begehrlichkeiten verarbeitet. Gleich mehrfach war ihm ein wissenschaftlicher Durchbruch gelungen, indem er geklärt hatte, welchen Stellenwert diverse Nervenmechanismen für die Reaktion auf verzögerte Belohnungen haben, die sich alle im Frontallappen abspielen. Ich öffnete ein neues Browserfenster und rief ein anatomisches Diagramm auf, um nachzusehen, um welchen Teil des Gehirns es hier ging.

Es gibt die These, dass das wissenschaftliche Gesamtwerk eines Menschen im Grunde eine nur halb verschleierte Biografie ist. Mein Puls beschleunigte sich. Clairmont war ein Vampir, da hoffte ich doch

sehr, dass er sein Belohnungssystem besonders gut kontrollieren konnte.

Bei den folgenden Klicks stellte sich heraus, dass Clairmont sich bei seinen nächsten Arbeiten überraschend vom Gehirn ab- und dem Wolf zugewandt hatte – dem norwegischen Wolf, um genau zu sein. Offenbar hatte er im Laufe seiner Forschungen viele lange Nächte in Skandinavien verbracht – was für einen Vampir dank seiner niedrigen Körpertemperatur und seiner exzellenten Nachtsicht kein Problem war. Ich versuchte mir auszumalen, wie er in einem verdreckten Parka mit seinem Notizbuch im Schnee hockte – aber das Bild wollte sich nicht einstellen.

Danach folgten die ersten Verweise auf Blut.

Während der Vampir unter den norwegischen Wölfen geweltet hatte, hatte er angefangen, ihr Blut zu untersuchen, um die verschiedenen Sippen und Vererbungsmuster zu bestimmen. Clairmont hatte die norwegischen Wölfe in vier verschiedene Clans katalogisiert, von denen drei einheimischer Abstammung waren. Den vierten Clan verfolgte er zurück zu einem Wolf, der aus Schweden oder Finnland nach Norwegen eingewandert war. Es gab, so schloss er, überraschend oft Kreuzungen über verschiedene Rudel hinweg und damit einen ständigen Austausch von genetischem Material, der die Evolution der Spezies beeinflusste.

Inzwischen verfolgte er vererbte Merkmale in anderen Tierarten und auch im Menschen zurück. Viele seiner jüngsten Publikationen befassten sich mit technischen Fragen – mit Methoden zur Einfärbung von Gewebeproben oder Handreichungen zum Umgang mit besonders altem und empfindlichem DNA-Material.

Ich griff mir in die Haare und zog mit aller Kraft, in der Hoffnung, dass der Schmerz meinen Blutkreislauf wieder in Schwung bringen und die müden Synapsen befeuern würde. Das ergab keinen Sinn. Kein Wissenschaftler konnte so viele Arbeiten in so vielen verschiedenen Unterdisziplinen veröffentlichen. Sich auch nur die Fähigkeiten anzueignen, würde mehr als ein ganzes Leben erfordern – ein ganzes *Menschenleben*, wohlgemerkt.

Ein Vampir dagegen konnte das schaffen, aber auch nur, wenn er über Jahrzehnte hinweg an ähnlichen Problemen gearbeitet hatte. Wie viele Jahre verbarg Matthew Clairmont tatsächlich hinter seinem gut dreißigjährigen Gesicht?

Ich stand auf und machte mir frischen Tee. Mit dem dampfenden Becher in der freien Hand durchwühlte ich meine Tasche, bis ich mein Handy gefunden hatte, und tippte dann mit dem Daumen eine Nummer ein.

Einer der Vorteile an Wissenschaftlern ist, dass sie ihre Handys nie ausschalten. Und dass sie beim zweiten Läuten an den Apparat gehen.

»Christopher Roberts.«

»Chris, hier ist Diana Bishop.«

»Diana!« Chris' Stimme war warm, und im Hintergrund dröhnte Musik. »Ich habe gehört, du wurdest schon wieder für dein Buch ausgezeichnet. Glückwunsch!«

»Danke.« Ich rutschte auf meinem Stuhl herum. »Ich hatte gar nicht damit gerechnet.«

»Ich schon. Eine fantastische Arbeit. Und wo wir gerade dabei sind, wie gehen deine Forschungen voran? Hast du die Ansprache schon fertig?«

»Längst noch nicht«, sagte ich. *Damit* sollte ich mich eigentlich beschäftigen, statt im Internet auf Vampirjagd zu gehen. »Hör zu, tut mir leid, dass ich dich bei der Arbeit störe. Hast du einen Augenblick Zeit?«

»Klar.« Er rief jemandem zu, die Musik leiser zu drehen. Sie blieb genauso laut. »Warte mal.« Ich hörte gedämpfte Geräusche, dann wurde es still. »So ist es schon besser«, sagte er. »Die neuen Kids sind am Semesteranfang kaum zu bändigen.«

»Junge Studenten sind prinzipiell kaum zu bändigen, Chris.« Dass ich den Trubel des neuen Semesters verpasste, versetzte mir einen kleinen Stich.

»Du kennst das ja. Aber was führt dich zu mir? Wie kann ich dir helfen?«

Chris und ich hatten uns im gleichen Jahr eine Stelle in Yale ge-



sichert, und auch er war damals eigentlich zu jung für eine feste Stelle gewesen. Er hatte mich um ein Jahr geschlagen und unterwegs obendrein für seine brillante Arbeit als Molekularbiologe ein Stipendium der renommierten MacArthur-Foundation eingestrichen.

Trotzdem hatte er keineswegs wie ein vergeistigtes Genie reagiert, als ich ihn eines Tages aus heiterem Himmel angerufen und gefragt hatte, warum ein Alchemist wohl zwei bestimmte in einem Destillierkolben erhitzte Substanzen mit den Ästen eines Baumes verglich. Niemand sonst in der chemischen Fakultät hatte mir helfen wollen, doch Chris schickte umgehend zwei Studenten los, die alle benötigten Materialien besorgten, um das Experiment nachzuvollziehen, und bestand dann darauf, dass ich sofort in sein Labor kommen solle. Durch das Glas eines Messbechers hindurch verfolgten wir gemeinsam, wie sich ein Klumpen von grauem Matsch in einer atemberaubenden Evolution in einen roten Baum mit Hunderten von Ästen verwandelte. Seither waren wir befreundet.

Ich holte tief Luft. »Ich habe jemanden kennengelernt.«

Chris stieß einen Triumphschrei aus. Seit Jahren hatte er versucht, mich mit diversen Männern zu verkuppeln, die meisten kannte er aus dem Fitnesscenter.

»Nicht im romantischen Sinn«, beteuerte ich hastig. »Er ist Wissenschaftler.«

»Ein fantastisch aussehender Wissenschaftler ist genau das, was du brauchst. Du brauchst eine Herausforderung – und ein Leben.«

»Du solltest dich hören. Wann bist du gestern aus dem Labor gekommen? Außerdem gibt es bereits einen fantastisch aussehenden Wissenschaftler in meinem Leben«, zog ich ihn auf.

»Lenk nicht ab.«

»Oxford ist im Grunde ein Kaff. Bestimmt laufe ich ihm noch öfter über den Weg. Und er scheint hier eine große Nummer zu sein.« *Das ist nicht ganz wahr*, dachte ich schuldbewusst, *aber wenigstens beinahe.*

»Ich habe mich über seine Arbeiten schlau gemacht und kapiere sogar halbwegs, worum es geht, aber etwas muss ich dabei übersehen haben, denn irgendwie passt das alles nicht zusammen.«

»Bitte sag, dass er kein Astrophysiker ist«, sagte Chris. »Du weißt, dass ich nicht gut in Physik bin.«

»Ich dachte, du bist genial.«

»Bin ich auch«, bekräftigte er sofort. »Aber mein Genie erstreckt sich nicht auf Kartenspiele oder Physik. Den Namen, bitte.« Chris gab sich Mühe, geduldig zu bleiben, aber für ihn arbeitete kein Gehirn schnell genug.

»Matthew Clairmont.« Der Name schien in meiner Kehle festzuhängen, genau wie am Abend zuvor der Nelkenduft.

Chris pfiff durch die Zähne. »Der mysteriöse, mönchische Professor Clairmont.« Ich bekam eine Gänsehaut. »Wie hast du das angestellt, hast du ihn mit deinen unglaublichen Augen verhext?«

Da Chris nicht wusste, dass ich eine Hexe war, hatte er das Wort »verhext« rein zufällig gebraucht. »Er bewundert meine Arbeit über Boyle.«

»Na klar«, prustete Chris. »Du hast diese wahnsinnigen blau-goldenen Strahler auf ihn gerichtet, und er hat dabei an das Boyle'sche Gesetz gedacht? Er ist Wissenschaftler, Diana, kein Heiliger. Und er ist nebenbei tatsächlich eine große Nummer.«

»Wirklich?«, fragte ich schwach.

»Wirklich. Er war eine Ausnahmeerscheinung, genau wie du, und begann schon als Student zu veröffentlichen. Richtig gutes Zeug, keinen Kleinkram – Arbeiten, unter die man stolz seinen Namen setzen würde, wenn man sie im Laufe eines ganzen Lebens zustande gebracht hätte.«

Ich überflog die Notizen, die ich auf einen gelben Block gekritzelt hatte. »Das waren seine Forschungen über die Nervenmechanismen und den Frontallappen?«

»Du hast deine Hausaufgaben gemacht«, lobte er mich. »Ich habe mich nicht eingehend mit Clairmonts frühen Arbeiten beschäftigt – mich interessieren hauptsächlich seine chemischen Forschungen –, aber seine Veröffentlichungen über die Wölfe haben damals ziemliches Aufsehen erregt.«

»Wieso das?«

»Er verfügte über einen erstaunlichen Instinkt – warum die Wölfe bestimmte Lebensräume wählten, wie sie soziale Gruppen bildeten, wie sie sich paarten. Es war fast, als wäre er selbst ein Wolf.«

»Vielleicht ist er einer.« Ich wollte ironisch und heiter klingen, doch in meinem Mund erblühte etwas Bitteres, Neidisches, und ich klang stattdessen schroff.

Matthew Clairmont hatte offenbar keine Hemmungen, seine übermenschlichen Fähigkeiten und seinen Blutdurst einzusetzen, um seine Karriere zu befördern. Falls der Vampir am Freitagabend zu entscheiden gehabt hätte, was mit *Ashmole* 782 geschehen sollte, er hätte die Illustrationen im Manuskript berührt. Davon war ich fest überzeugt.

»Die Qualität seiner Arbeiten wäre leichter zu erklären, wenn er *tatsächlich* ein Wolf wäre«, meinte Chris geduldig, ohne auf meinen Tonfall einzugehen. »Aber da er keiner ist, muss man ihm wohl zustehen, dass er ein exzellenter Kopf ist. Nachdem seine Ergebnisse veröffentlicht wurden, hat man ihn in die Royal Society aufgenommen. Man bezeichnete ihn schon als nächsten Attenborough. Dann ist er für eine Weile abgetaucht.«

*Kann ich mir vorstellen.* »Und irgendwann tauchte er wieder auf und beschäftigte sich von da an mit Evolution und Chemie?«

»Genau, allerdings war sein Interesse an der Evolution eine natürliche Folge seiner Arbeit mit den Wölfen.«

»Und was an seinem chemischen Forschungen interessiert dich genau?«

Plötzlich klang Chris zurückhaltender. »Ehrlich gesagt benimmt er sich wie ein Wissenschaftler, der auf etwas ganz Großes gestoßen ist.«

»Das verstehe ich nicht.« Ich zog die Stirn in Falten.

»Wir werden unruhig und komisch. Wir verstecken uns in unserem Labor und gehen auf keine Konferenz mehr, aus lauter Angst, wir könnten zu viel verraten und jemand anderem zu einem Durchbruch verhelfen.«

»Ihr benehmt euch wie Wölfe.«

»Ganz genau.« Chris lachte. »Er hat doch hoffentlich niemanden gebissen oder öffentlich den Mond angeheult?«

»Nicht dass ich wüsste«, murmelte ich. »War Clairmont schon immer so eigenbrötlerisch?«

»Das darfst du mich nicht fragen«, sagte Chris. »Allerdings ist er zugelassener Arzt und muss irgendwann Patienten behandelt haben, auch wenn man kaum etwas darüber weiß. Und die Wölfe hatten ihn gern. Andererseits war er in den letzten drei Jahren auf keiner der obligatorischen Konferenzen.« Er stutzte. »Moment mal, da war doch noch was, vor ein paar Jahren.«

»Was denn?«

»Da hatte er ein Papier erstellt – ich weiß nicht mehr, worum es genau ging –, und eine Frau fragte ihn etwas dazu. Es war eine kluge Frage, trotzdem versuchte er sie abzublocken. Die Frau ließ nicht locker. Er wurde erst ärgerlich und dann richtig wütend. Ein Freund, der dabei war, meinte, er hätte noch nie erlebt, dass jemand so schnell von galant auf arrogant umschaltet.«

Ich war bereits am Tippen und versuchte, mehr über die Kontroverse zu erfahren. »Dr. Jekyll und Mr Hyde, wie? Online kann ich nichts über den Zank finden.«

»Das überrascht mich nicht. Chemiker waschen ihre schmutzige Wäsche nicht in der Öffentlichkeit. Das schadet uns allen, wenn die Forschungsgelder verteilt werden. Schließlich sollen uns die Schreibtischhengste nicht für überkandidelte Größenwahnsinnige halten. Diese Rolle überlassen wir lieber den Physikern.«

»Bekommt Clairmont Forschungsgelder?«

»Aber ja. Der schwimmt im Geld. Mach dir mal keine Sorgen um Professor Clairmonts Karriere. Er hat vielleicht den Ruf, Frauen wie kleine Mädchen zu behandeln, aber das hat den Geldfluss nicht versiegen lassen. Dafür sind seine Arbeiten zu gut.«

»Bist du ihm jemals begegnet?« Ich hoffte, dass Chris mir eine Einschätzung von Clairmonts Charakter liefern konnte.

»Nein. Die Leute kannst du an einer Hand abzählen, die ehrlich behaupten können, ihm begegnet zu sein. Er lehrt nicht. Dafür gibt es umso mehr Geschichten über ihn – er mag keine Frauen, er ist ein intellektueller Snob, er beantwortet keine Post, er betreut keine Studenten.«

»Klingt, als würdest du das alles für Nonsens halten.«

»Nicht für Nonsens«, antwortete Chris nachdenklich. »Ich weiß nur nicht, ob das von Belang ist, schließlich könnte er eines Tages die Geheimnisse der Evolution entschlüsseln oder die Parkinson-Krankheit heilen.«

»Das klingt ja wie eine Kreuzung zwischen Jonas Salk und Charles Darwin.«

»Eigentlich keine schlechte Analogie.«

»Er ist so gut?« Ich musste daran denken, wie verbissen und konzentriert Clairmont die Needham-Papiere studiert hatte, und argwöhnte, dass er besser war als nur gut.

»Ja.« Chris senkte die Stimme. »Ich würde ohne mit der Wimper zu zucken hundert Dollar darauf setzen, dass er noch zu Lebzeiten den Nobelpreis verliehen bekommt.«

Chris war ein Genie, aber er wusste nicht, dass Matthew Clairmont ein Vampir war. Es würde keinen Nobelpreis geben – das würde der Vampir vermeiden, um seine Anonymität zu wahren. Nobelpreisträger werden zu oft fotografiert.

»Die Wette gilt«, lachte ich.

»Du solltest schon mal anfangen zu sparen, Diana, denn diesmal wirst du verlieren.« Chris lachte ebenfalls.

Die letzte Wette hatte er verloren. Damals hatte ich fünfzig Dollar darauf gewettet, dass er vor mir eine Festanstellung angeboten bekommen würde. Der Schein steckte im selben Rahmen wie das Foto, das an jenem Morgen aufgenommen worden war, an dem die MacArthur Foundation angerufen hatte. Auf dem Bild fuhr sich Chris mit den Händen durch die dichten schwarzen Locken, und ein belämmertes Lächeln lag auf seinem dunklen Gesicht. Neun Monate später hatte er die Stelle.

»Danke, Chris. Du warst mir eine große Hilfe«, erklärte ich. »Und jetzt schau lieber nach deinen Kids. Wahrscheinlich haben sie inzwischen irgendwas in die Luft gejagt.«

»Immerhin ist der Feueralarm noch nicht losgegangen, was ich als gutes Zeichen werte.« Er zögerte. »Und jetzt raus mit der Sprache,

Diana. Du rufst nicht an, weil du Angst hast, dass du was Falsches sagen könntest, wenn du Matthew Clairmont bei einer Cocktailparty begegnest. So wie jetzt benimmst du dich nur, wenn du bei deinen Forschungen vor einem Problem stehst. Was an ihm hat deine Fantasie zum Leben erweckt?»

Manchmal schien Chris zu ahnen, dass ich anders war. Aber ich konnte ihm unmöglich die Wahrheit verraten.

»Ich habe eine Schwäche für kluge Männer.«

Er seufzte. »Na schön, behalte es für dich. Du bist eine miserable Lügnerin, weißt du das? Aber nimm dich in Acht. Wenn er dir das Herz bricht, muss ich ihm hinterher in den Arsch treten, und ich stecke dieses Semester bis zum Hals in Arbeit.«

»Matthew Clairmont wird mir bestimmt nicht das Herz brechen«, beteuerte ich. »Er ist ein Kollege – mit einem breiten Interessengebiet, sonst nichts.«

»Dafür, dass du so schlau bist, bist du wirklich unglaublich ahnungslos. Ich wette zehn Dollar, dass er dich noch in dieser Woche auf ein Glas einlädt.«

Ich lachte. »Wirst du denn nie klug? Also gut, zehn Dollar – oder den Gegenwert in britischen Pfund –, wenn ich gewinne.«

Wir verabschiedeten uns. Ich wusste immer noch nicht allzu viel über Matthew Clairmont – aber zumindest hatte ich jetzt eine Ahnung, welche Fragen offen geblieben waren. Vor allem fragte ich mich, warum jemand, der an einem Durchbruch in der Evolutionstheorie arbeitete, sich mit der Alchemie des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigen sollte.

Ich surfte durchs Internet, bis mir die Augen brannten. Als die Uhren Mitternacht schlugen, hatte ich Berge von Notizen über Wölfe und Genetik verfasst und immer noch keinen Schimmer, was Matthew Clairmont an *Ashmole 782* interessierte.

## 6

Der nächste Morgen war grau und ein typischer Frühherbstmorgen. Ein einziger Blick auf das trostlose Wetter vor meinem Fenster überzeugte mich, dass ich heute nicht zum Fluss zu gehen brauchte. Stattdessen joggte ich eine Runde und winkte im Vorbeilaufen dem Nachtpförtner in seiner Loge zu, der mich erst fassungslos ansah und dann den Daumen hob.

Jedes Mal, wenn meine Füße auf den Bürgersteig trafen, entspannten sich meine Muskeln ein bisschen mehr. Bis ich die Kieswege im University Park erreicht hatte, atmete ich bereits tief und regelmäßig, ich fühlte mich gelöst und gewappnet für einen langen Tag in der Bibliothek – ganz gleich, welche Wesen dort versammelt sein mochten.

Als ich zurückkam, hielt mich der Pförtner auf. »Dr. Bishop?«

»Ja?«

»Es tut mir leid, dass ich Ihren Besuch gestern Abend wegschicken musste, aber ich habe mich an die Vorschriften zu halten. Bitte sagen Sie uns Bescheid, wenn Sie das nächste Mal jemanden erwarten, dann schicken wir die Leute gleich hoch.«

Die Unbeschwertheit, die ich mir so mühsam erlaufen hatte, verpuffte.

»War das ein Mann oder eine Frau?«, fragte ich scharf.

»Eine Frau.«

Meine brettharten Schultern senkten sich langsam.

»Sie war schrecklich nett, und ich mag die Australier. Sie sind immer freundlich und dabei nicht so, Sie wissen schon ...« Der Pförtner verstummte, doch es war klar, was er sagen wollte. Australier waren wie Amerikaner – aber nicht so aufdringlich. »Wir haben noch in Ihrem Apartment angerufen.«

Ich runzelte die Stirn. Ich hatte das Telefon stumm geschaltet, weil Sarah den Zeitunterschied zwischen Madison und Oxford prinzipiell falsch berechnete und regelmäßig mitten in der Nacht anrief.

»Danke, dass Sie mir Bescheid gesagt haben. Ich werde es bestimmt ankündigen, wenn ich mal wieder Besuch erwarte«, versprach ich.

Oben in meinem Apartment schaltete ich das Licht im Bad an und musste feststellen, dass die vergangenen zwei Tage ihren Tribut gefordert hatten. Die Ringe, die man gestern unter meinen Augen erahnt hatte, waren inzwischen so dunkel, dass man sie für Blutergüsse halten konnte. Ich sah auf meinem Arm nach blauen Flecken und war überrascht, als ich keine fand. Insgeheim war ich überzeugt gewesen, dass Clairmont die Adern unter meiner Haut zum Platzen gebracht hatte, so fest hatte mich der Vampir gehalten.

Ich duschte und zog dann eine weite Hose und einen Rollkragenpullover an. Das schmucklose Schwarz betonte meine Größe und ließ mich weniger muskulös wirken, aber andererseits sah ich darin aus wie eine Leiche, darum zog ich noch einen weichen lavendelblauen Sweater über. Jetzt wirkten zwar die Ringe unter meinen Augen noch blauer, aber immerhin sah ich nicht mehr wie tot aus. Die Haare standen mir vom Kopf ab und knisterten bei jeder Bewegung. Meine einzige Chance bestand darin, sie im Nacken zu einem unordentlichen Knoten zu bündeln.

Auf Clairmonts Rollwagen stapelten sich die Manuskripte, und ich fügte mich in mein Schicksal, ihm auch heute im Duke-Humfrey-Lesesaal zu begegnen. Ich streckte den Rücken durch und trat an die Ausleihtheke.

Schon wieder flatterten der Bibliotheksleiter und seine beiden Assistenten herum wie aufgeschreckte Vögel. Diesmal konzentrierte sich das hektische Treiben auf das Dreieck zwischen der Ausleihtheke, den Karteikästen mit den archivierten Manuskripten und dem Büro des Bibliotheksleiters. Unter den wachsamen Augen der geschnitzten Fratzen schleppten sie Kartonstapel und schoben Rollwagen voller Manuskripte zu den ersten drei Lesetischreihen.

»Vielen Dank, Sean.« Clairmonts sonore, höfliche Stimme.



Die gute Nachricht war, dass ich meinen Lesesaal nicht länger mit einem Vampir teilen musste.

Die schlechte Nachricht war, dass ich die Bibliothek nicht betreten oder verlassen konnte – dass ich nicht einmal ein Buch oder Manuskript anfordern konnte –, ohne dass Clairmont mich bei jeder Bewegung beobachtete. Und heute hatte er sich Verstärkung geholt.

In der zweiten Nische stapelte ein zierliches Mädchen Papiere und Ordner auf. Sie war in einen langen, sackartigen braunen Sweater gehüllt, der ihr fast bis auf die Knie reichte. Als sie sich umdrehte, erkannte ich verblüfft, dass es eine erwachsene Frau war. Ihre Augen waren bernsteingelb und schwarz und dazu kalt wie Frostbeulen.

Auch ohne dass sie mich berührte, verrieten mir die leuchtend blasse Haut und das unnatürlich dichte, glänzende Haar, dass sie eine Vampirin war. Locken ringelten sich wie Schlangen um ihr Gesicht und über ihre Schultern. Sie machte einen Schritt auf mich zu, ohne dass sie auch nur versucht hätte, ihre blitzschnellen und todsicheren Bewegungen zu verlangsamen, und fixierte mich mit einem vernichtenden Blick. Sie wäre eindeutig lieber woanders gewesen und gab mir allein die Schuld daran, dass sie hier war.

»Miriam«, ermahnte Clairmont sie sanft und trat dabei in den Mittelgang. Er blieb stehen und zauberte ein höfliches Lächeln auf seine Lippen. »Dr. Bishop. Guten Morgen.« Dann fuhr er sich mit den Fingern durch die Haare, wodurch er sie nur noch kunstvoller zerzauste. Ich strich mir unwillkürlich verlegen über den Kopf und stopfte dabei eine lose Haarsträhne zurück.

»Guten Morgen, Professor Clairmont. Wieder hier, wie ich sehe.«

»Ja. Aber heute komme ich nicht zu Ihnen ins Selden End. Man hat uns hier einen Platz geben können, wo wir niemanden stören.«

Die Vampirin klopfte unüberhörbar einen Papierstapel auf dem Lesetisch zurecht.

Clairmont lächelte. »Darf ich Ihnen meine Kollegin vorstellen? Dr. Miriam Shephard. Miriam, das ist Dr. Diana Bishop.«

»Dr. Bishop.« Miriam streckte mir kühl die Hand entgegen. Ich nahm sie und erschrak fast über den Kontrast zwischen ihrer winzig

kalten eisigen Hand und meiner großen, warmen. Ich wollte die Finger schon zurückziehen, aber sie verstärkte ihren Griff, bis sie mir fast die Knochen zusammenquetschte. Als sie endlich losließ, musste ich mich zusammenreißen, um die Hand nicht auszuschütteln.

»Dr. Shephard.« Wir standen zu dritt verlegen herum. Worüber unterhält man sich mit einem Vampir so früh am Morgen? Ich zog mich auf eine menschliche Plattitüde zurück. »Höchste Zeit, an die Arbeit zu gehen.«

»Ich wünsche einen ergiebigen Tag.« Clairmonts Nicken war so kühl wie Miriams Begrüßung.

Mr Johnson erschien neben mir, beladen mit meinem Stapel von grauen Manuskriptkartons.

»Wir haben Sie heute wieder auf A4 gesetzt, Dr. Bishop«, sagte er und blies dabei selbstzufrieden die Backen auf. »Ich trage Ihnen die hier schnell nach hinten.« Clairmonts Schultern waren so breit, dass ich nicht erkennen konnte, ob auf seinem Lesetisch Manuskripte lagen. Ich unterdrückte meine Neugier und folgte dem Leiter des Lesesaals an meinen gewohnten Platz im Selden End.

Clairmont saß zwar nicht mehr neben mir, trotzdem spürte ich seine Nähe, als ich meine Stifte herausnahm und den Computer einschaltete. Den Rücken dem leeren Raum zugewandt, griff ich nach dem ersten Karton, zog das ledergebundene Manuskript heraus und legte es in die Halterung.

Bald war ich völlig in das vertraute Ritual des Lesens und Notizmachens versunken und hatte nach nicht einmal zwei Stunden das erste Manuskript durchgearbeitet. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es noch vor elf war. Damit blieb vor dem Mittagessen noch Zeit für ein weiteres Manuskript.

Das Manuskript im nächsten Karton war kleiner als das vorangegangene, dafür enthielt es interessante Darstellungen alchemistischer Apparate sowie Beschreibungen chemischer Prozesse, die sich wie eine makabre Mixtur aus *Freude am Kochen* und den Notizen eines Giftmischers lasen. »Nimm deinen Topf Quecksilber und lass ihn drei Stunden über einer Flamme simmern«, begann eine Anleitung,

»und wenn es sich dann mit dem Philosophischen Kinde vereint hat, dann nimm es und lass es verrotten, bis die Schwarze Krähe es dem Tode entgegenträgt.« Meine Finger flogen über die Tastatur und schienen mit jeder Minute Tempo zu gewinnen.

Ich war darauf gefasst gewesen, heute von jeder erdenklichen Kreatur angestarrt zu werden. Doch als die Uhren eins schlugen, saß ich immer noch mehr oder weniger allein im Selden End. Der einzige andere Leser war ein älterer Student, der das rot-weiß-blaue Halstuch des Keble College trug. Deprimiert starrte er auf einen Stapel seltener Bücher, ohne sie auch nur aufzuschlagen, und knabberte laut klickend an seinen Nägeln.

Nachdem ich zwei neue Ausleihzettel ausgefüllt und meine Manuskripte zusammengepackt hatte, stand ich, zufrieden mit meinem morgendlichen Pensum, auf und wollte zum Mittagessen gehen. Gillian Chamberlain durchbohrte mich mit strafenden Blicken, als ich an ihrem ungemütlich wirkenden Platz unter der alten Uhr vorbeikam, dann jagten mir die beiden Vampirinnen von gestern Eiszapfen in die Haut, und der Dämon aus der Musikbibliothek hatte zwei weitere Dämonen mitgebracht. Zu dritt demontierten sie ein Mikrofilmlesegerät; die Einzelteile lagen überall verstreut, und zwischen ihren Füßen kulterte unbemerkt eine Filmrolle über den Boden.

Clairmont und seine Vampirassistentin saßen immer noch auf ihren Posten nahe der Ausleihtheke. Der Vampir hatte behauptet, dass all die Geschöpfe von mir angezogen würden, nicht von ihm. Doch ihr heutiges Verhalten schien ihn Lügen zu strafen.

Während ich meine Manuskripte zurückgab, fixierte mich Matthew Clairmont mit kaltem Blick. Ich musste mich zwar gehörig anstrengen, doch ich schaffte es, ihn nicht zur Kenntnis zu nehmen.

»Mit denen bist du durch?«, fragte Sean.

»Ja. Zwei liegen noch an meinem Platz. Und es wäre toll, wenn ich diese beiden auch noch haben könnte.« Ich reichte ihm die Zettel.  
»Kommst du mit zum Essen?«

»Valerie ist gerade unterwegs. Ich fürchte, ich muss vorerst die Stellung halten«, erklärte er bedauernd.

